



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 15.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

H. Rosenthal-Wonin.

XVII.

Liberio war jetzt also schon sieben Tage im Zirkus und er hatte nichts unternehmen können, seinen Plan zu fördern. Allerdings, über den Stand der Erbschaftsangelegenheiten war er vollkommen unterrichtet, und einen Moment lang trug er sich sogar mit dem Gedanken, zu jenem Helmer Wallroben zu gehen und dort anzuklopfen: ob dieser Mann

vielleicht nicht geneigt sei, mit ihm sich zu verbinden, er wollte die Papiere Rodas herbeischaffen und der Advokat sollte ihn hierauf als Erben in der Ferne produzieren, sie würden sich das Vermögen dann teilen. Als ihm dieser Plan aufstieg, hatte er sich, schnell entschlossen, wie das in seiner Art lag, sofort auf den Weg zum Hause Karlstraße sieben gemacht, war schon die Treppe hinaufgestiegen und stand jetzt vor der Kanzlei. Das große, blanke Messing-schild mit dem Namen des Juristen, die Sauberkeit und Vornehmheit, die Gediegenheit und der Reichtum, der hier aus allem ihm entgegentrat, schreckten ihn von diesem Unternehmen ab, und er erfuhr denn auch in der Folge über den Charakter und die Art und Weise Helmers Dinge, die ihn bewogen, den Plan schleunigst als höchst thöricht zu verwerfen. Seine erste Idee, jenen Paul Roda ver-

unglücklich zu lassen, dann zu verschwinden, nach Paris zu eilen und von dort aus seine Schwester als zufälliger Ent-decker der Erbansprüche herzugeleiten, schien ihm immer noch das Beste und einzig Ausführbare; jedoch wie das unauffällig zu Stande bringen? Er hatte sich die Sache leichter vorgestellt, als sie in Wirklichkeit war. Paul trat nur dreimal in der Woche auf, und dann sparte der geschäfts-kundige Direktor den Schmetterlingsjäger. Nun hatte aber Liberio in der Absicht, sich so wenig wie möglich von seinen Kollegen sehen und beobachten zu lassen, es ausgeschlagen, wie das üblich war, wenn er nicht arbeitete, zur Erhöhung des Glanzes der Vorstellung in Stallmeisteruniform in der Arena zu erscheinen und dadurch sich des Mittels be-raubte, auch zugegen zu sein, wenn Paul auftrat und sich ihm nach Belieben unauffällig nähern zu können. Nun



Generalfeldmarschall Graf Moltke in seinem Arbeitszimmer. Nach der Natur photographisch aufgenommen von H. Schnabel in Berlin. (S. 171.)

drängte die Zeit. Liberio wußte, daß er ohne Legitimation sich nicht mehr länger halten konnte — die Mahnungen des Direktors bewiesen ihm das — und doch wollte er sich durchaus als Liberio Berrugnas, Verwandter von Paul Roda, nicht kennen lassen. Er verfiel darauf auf ein kluges Manöver, sozusagen zwei Fliegen mit einem Schlag zu erledigen. Er ging nämlich nach der Vorstellung am siebenten Tage seines Aufenthaltes auf den Direktor zu und kündigte ihm an, daß er in drei bis vier Tagen abzureisen gedenke, jedoch von heute an in einer andern Gestalt auftreten möchte.

„Alles gut, lieber Herr Cesarini,“ wandte der Direktor ein, „wie steht es aber mit den Papieren? Morgen sind es acht Tage — ich bin gezwungen, Sie zu melden.“

„Dieser drei Tage wegen?“ fragte Liberio.

„Ja, ich halte auf Ordnung.“

„Nun, Herr Direktor, so muß ich offen gestehen, daß ich keine Papiere bei mir habe,“ erklärte der Japanese, „diese sind in Paris und trotz meines Schreibens nicht gekommen; ich müßte also morgen früh abreisen, wenn Sie auf Ihrem Entschluß bestehen. Jedoch möchte ich einen Vorschlag machen, der es Ihnen ermöglicht, diese Form noch drei Tage zu umgehen, wenn Sie nicht allzu streng auf Ihrem Standpunkt beharren,“ flucht Liberio lächelnd ein. „Wir verdienen ja zusammen ein hübsches Geld,“ fuhr der schlaue Japanese fort, „das Publikum ist entrainiert und folgt uns prächtig; deshalb möchte ich plötzlich den Schmetterlingsjäger verschwinden lassen und als Chinesische Ping-Tseng-Ta auftreten, ich jage dann nicht mehr Schmetterlinge, sondern schieße mit einem kleinen Blaserohr zehn bunte Spiegelglasfugeln, die ich mit einemmal in die Luft werfe und alle treffe, bevor sie auf den Boden gelangen; das ist meine zweite Spezialität, die stets außerordentlich gefiel. Trete ich als der berühmte chinesische Schütze Ping-Tseng-Ta in neuer Maske und neuem Kostüm auf, kennt kein Mensch aus dem Publikum den Japanesen in mir wieder und ich glaube, Sie können es wagen, unter diesen Umständen von der hergebrachten Ordnung in unser beider Interesse einmal Abstand zu nehmen.“

Der Vorschlag lockte den Direktor, er ward wankend in seinem so festen Entschluß. Dies Kunststück war auch ihm neu und so überraschend, wenn gut ausgeführt, was er bei dem geschickten Jongleur nicht bezweifelte, daß es Sensation machen mußte. Dem Direktor mangelte Geld und er trachtete darnach, seinem Zirkus neues Renommee zu verleihen, da er seine besten Künstler durch den Schiffsbruch verloren. Drei gute Tage konnten ihm ja hundert Thaler Reingewinn einbringen. Wenn aber mit dem Mann in dieser Zeit etwas passierte? Der Direktor sah ernst sinnend und zweifelnd zur Erde.

„Ich würde auch im Stallmeisterkostüm diese Tage arbeiten,“ ließ Liberio einschießen.

Der Direktor schaute auf. Also hatte dieser Mann ein Gesehenwerden doch nicht so zu fürchten, er schien demnach nicht durchaus genötigt zu sein, sich ganz im Dunkeln halten zu müssen, vielleicht ist nur seine eigentümliche Art daran schuld, daß er ihn so mißtrauisch beurtheilte, es gibt ja mancherlei Ränze unter diesen Leuten. Warum sollte die Sache mit seinen Papieren sich nicht so verhalten, wie er sagt. Drei Tage...? „Sind acht ohne Störung verlaufen, werden wir auch wohl über die halbe Woche noch hinwegkommen,“ überlegte der Direktor, und die Aussicht auf eine weitere neue Zugkraft ließ den Verdacht in ihm einschlummern und er stimmte dem Vorschlag Liberios zu.

„Gut,“ sagte er, „ich will es wagen und diese Verantwortlichkeit noch auf mich nehmen, länger als diese Zeit jedoch wäre es völlig unmöglich; telegraphieren Sie für alle Fälle nach Ihren Legitimationen, Sie können ja überhaupt längere Zeit gar nicht ohne solche reisen und sind allen möglichen unliebsamen Zufälligkeiten ausgesetzt,“ ermahnte Direktor Berrini und forderte Liberio auf, jetzt, da der Zirkus leer sei und sie nur allein anwesend, sein „Handwerkszeug“ herbeizuschaffen, um ihn einmal das Kunststück sehen zu lassen, dann wollte er noch in der Nacht neue Plakate drucken lassen.

Es dauerte ziemlich lange, bis Liberio mit Kugeln und Rohr erschien, weil er in einem abgelegenen Gasthof wohnte, die Probe fiel aber glänzend aus und der Vertrag war zu beiderseitiger Zufriedenheit auf weitere drei Tage zwischen ihnen abgeschlossen.

XVIII.

Nach der verhängnisvollen Entdeckung des Herrn Hase fühlte auch seine Mitwifferin des Geheimnisses, Rosa, eine große Unruhe. Wohl hatte sie bisher geahnt, daß irgend etwas Dunkles zwischen dem Kunststreiter und Helmer Wallroden schwebte, es hätte sie aber mehr interessiert, ihre Neugierde erregt, herauszubekommen, was denn das eigentlich sein könnte. Diese Entschleierung des Geheimnisses erschreckte sie, sie erschien ihr wie eine Bedrohung und erfüllte sie mit Besorgnis. Es war seltsam, sie gönnte dem Kunststreiter die Erbschaft nicht recht und ihre Befürchtungen lagen gänzlich auf Seiten des Advokaten. Zwar sagte sie sich, daß ohne ein großes Vermögen Helmer Wallroden die vornehm gewöhnliche und nicht sehr praktische Ernestine nicht heiraten konnte, und dadurch stiegen ihre fast ganz zerstörten Hoffnungen wieder empor, andererseits hatte sie alles Gute, was es auf Erden gab, Helmer gewünscht, und so ärgerte sie und schmerzte sie der Verlust dieses

großen Vermögens; dann kannte sie des Advokaten Halsstarrigkeit und sie fürchtete, daß er, verleitet von dieser und dem Gefühle, so nahe am Ziele alles aufgeben zu müssen, sich könnte hinreißen lassen zu einem Handeln, das seiner unwürdig wäre, nicht gerade zu etwas ganz Schlechtem, denn das würde sie von Helmer nie geglaubt haben, jedoch zu irgend etwas, das seinen Ruf und die Achtung, in welcher er allgemein stand, schädigte, und Rosa beschloß, trotz des Verbotes des Kalkulators, Ernestine in das Vertrauen zu ziehen; diese sollte — dahin ging ihre Absicht — Helmer einen Wink zukommen lassen und ihn allmählich darauf vorbereiten, daß etwas gefunden sei, das die Ansprüche Paul Rodas hinsichtlich der Erbschaft begründen könnte. So, glaubte Rosa, würde der Anwalt sich leichter mit dem Vorstehenden befreunden und seine Maßregeln klüger und würdiger treffen; sie ließ daher ihre Puppen ruhen und begab sich zur Freundin.

Sie fand Ernestine in sehr düsterer Stimmung, einsilbig und verschlossen.

„Ich komme nicht zu glücklicher Stunde,“ begann Rosa, „Du befindest Dich nicht in der Laune, Besuche zu empfangen und zu plaudern, und wenn ich nicht etwas sehr Wichtiges auf dem Herzen hätte, würde ich die Flügel einziehen und leise rückwärts wieder hinaustrischen; mich treibt aber eine peinliche Angelegenheit, über alle Tagesläunen und häuslichen Trübsale wegschreiten zu müssen, so viel zarte Empfindungen ich auch dabei vielleicht zu Boden trete, denn die Sache ist unheimlich und bedenklich. Sie betrifft nämlich Helmer,“ schloß Rosa.

„So?“ warf gleichgültig Ernestine ein.

„Du nimmst das sehr kühl auf,“ meinte verwundert Rosa.

„Darin hast Du recht,“ antwortete die Freundin.

„Und wenn ich gekommen wäre, um Dir mitzuteilen, daß der Erbe so gut wie gefunden ist?“ schloß Rosa mitten auf das Ziel los.

„So würde ich Dir sagen, daß dies mir nichts Neues ist,“ erwiderte Ernestine.

„Du weißt es?“ staunte Rosa.

„Ja,“ versetzte kurz die Freundin.

„Und was hast Du gethan und denkst Du zu thun?“ forschte Rosa gespannt.

„Nichts!“ rief Ernestine.

„Und Helmer?“ warf Rosa ein.

„Er ist ein Schuft!“ sprach mit zornig glühenden Augen die Freundin.

„Rein, das ist er nicht!“ rief Rosa aufgebracht dagegen; „nie und nimmer; er weiß nicht, daß Roda der Erbe ist.“

„Er weiß es seit Wochen,“ versetzte Ernestine lakonisch.

„Dann wird er thun, was recht ist,“ sagte Rosa bestimmt.

„Er wird es nicht,“ stritt die Freundin, „er wird im Dunkeln weiter schleichen und den Mann um sein Recht bringen; er wird alle Mittel anwenden, auch vor schlechten nicht zurückschrecken, um das Vermögen zu behalten.“

„So sprichst Du von Deinem Bräutigam?“ rief Rosa mit bebenden Lippen entrüstet aus.

„Ich betrachte ihn schon seit längerer Zeit nicht mehr als meinen Verlobten,“ äußerte Ernestine mit verächtlichem Lächeln. „Ich trete ihn mit Vergnügen jeder andern ab, die ihn haben will.“

„Pfui!“ rief Rosa dagegen. „Ich kenne Dich nicht mehr. Was kann Dich veranlassen, über einen hochachtbaren Mann so zu sprechen, über einen Mann, den Du bis vor drei Tagen noch zu heiraten gedachtest?“

„Die Erkenntnis, daß ich ihn nie geliebt habe, ihm jedoch im Vertrauen auf die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, in dem Glauben an die Reinheit und Gediegenheit seiner Grundsätze die Hand gereicht hätte. Ich weiß jetzt, daß der Advokat Helmer Wallroden dunkle Wege geht, und das hat jedes Band zwischen uns zerschnitten.“

„Und er weiß das?“ erkundigte sich Rosa mit weit sich öffnenden Augen.

„Ja,“ antwortete Ernestine, „er sollte es wissen, wenn er nur irgendwie ein feineres Gefühl hätte, denn ich habe mich nicht mehr von ihm sprechen lassen.“

„Wie Du das sagst,“ versetzte Rosa, „gerade als hastest Du Helmer!“

„Ich hasse ihn,“ erwiderte schroff Ernestine.

„Dann liebst Du Paul,“ fiel Rosa ein, „sonst könntest Du nicht kalten Blutes so schwere Anklagen gegen Helmer schleudern.“

„Nun also, ich liebe Paul,“ unterbrach Ernestine, „dadurch wird aber Helmer nicht besser. Ich habe ihn erkannt. Habsucht ist das stärkste aller seiner Gefühle, das geht ihm über Ehre und Recht.“

„Du lägst!“ rief Rosa vor Zorn bebend dagegen. „Ich leide nicht, daß Du von Helmer so sprichst, denn ich liebe ihn.“

„So nimm ihn Dir, Du machst aus Deinen Spässen Ernst,“ ließ Ernestine vernehmen.

„Mein Späßen war immer ernst,“ erwiderte Rosa, „und weil Du meine Freundin warst, scherzte ich mit blutendem Herzen darüber, um wenigstens von ihm sprechen zu können. Das verstehst Du aber nicht, Du bist kalt und überspannt.“

„Darin hast Du recht,“ entgegnete Ernestine mit schmerzlichen Lächeln, „ich bin so überspannt, daß ich es eines ehrlichen Mannes unwürdig finde, nachdem er erkannt hat: dort ist der gesuchte Erbe, daß er ihn zu hintergehen sucht, ihn in Unkenntnis läßt, damit der Termin verstreicht

und er dann mit dem scheußlichen Buchstaben des Gesetzes vortreten kann und sagen: „Du hattest das Recht bis vor einem Tage, jetzt aber hab' ich es!“ So handelt Helmer Wallroden.“

„Das weißt Du genau?“ hielt Rosa dagegen.

„Es ist so!“ rief hart Ernestine.

„Hast Du mit ihm darüber gesprochen,“ fuhr Rosa fort, „ihm gesagt: Paul Roda ist wahrscheinlich der Erbe?“

„Wozu dies? Er weiß es ja länger als ich, aber daß er so handeln würde, hat er mir gesagt, ich hielt es für eine Rede des Trostes, für eine rechthaberische Theorie, sein jetziges Verhalten aber bethätigt es.“

„Du hast mit Helmer nicht faktisch gebrochen?“ sprach sinnend Rosa.

„Rein! Mein Vater hat sich dem widersetzt, er hält zu Helmer. Ich habe ihm jedoch meinen festen Willen erklärt und er wird schließlich die Angelegenheit ordnen müssen,“ gab Ernestine entschieden zurück.

„Wir wollen nicht als Feindinnen scheiden,“ nahm jetzt Rosa sehr ernst und gedankenvoll das Wort. „Du liebst Paul und Deine Liebe machte Dich festig und parteiisch. Ich liebe Helmer und meine Liebe riß mich zu leidenschaftlichen Worten fort. Verzeih mir, wie ich Dir gern verzeihe.“

„Ich habe Dich nicht eine Sekunde lang für meine Feindin gehalten,“ erwiderte darauf Ernestine. „Wenn Du Helmer liebst, wirst Du natürlich Partei für ihn ergreifen. Du bist gut und brav, ich wünsche nur, daß Du Dich in ihm nicht täuschst. Sobald mein Verhältnis zu Helmer geklärt ist, werde ich offen für Paul Roda eintreten und mit allen rechtlichen Mitteln ihm zu helfen suchen.“

„Das würde ich in Deiner Stelle auch so thun,“ stimmte Rosa dem bei, und beide Freundinnen schieden ernst und schweren Herzens von einander.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuerliche Schicksale.

Von

Dr. Max Lorching.

(Nachdruck verboten.)

II.

Indianer spielen ebenfalls eine Rolle in folgender Geschichte. Im Juni 1883 kehrte ein gewisser John Henuje nach Reading, seinem Heimatort in Pennsylvania, nach fünfundsiebzigjähriger Abwesenheit zurück. Als er damals verschwand, ließ er eine Frau und mehrere Kinder im Stich, deren jüngstes, Mary, drei Monate alt war. Mrs. Henuje hörte erst wieder von ihrem Gatten, als dieser ihr nach Ausbruch des Sezessionskrieges schrieb, er sei als Konfribirter in die Rebellenarmee eingetreten. Von da an blieb er verschollen und seine Familie betrauerte ihn als einen Toten.

Bei seiner Rückkunft war er fünfundsiebzig Jahre alt, trug langes, in Locken bis auf die Schultern niederwallendes Haar und goldene Ringe in den Ohren. Der wettergebräunte Mann lehnte sich nach Weib und Kindern und erfuhr zu seiner Freude, daß sie alle noch am Leben seien. Das Wiedersehen des so lange getrennten Paares war kein sonderlich herzlich, es flossen keine Freudenthränen, nachdem er sich zu erkennen gegeben. Seine Tochter Mary war längst verheiratet und erst nach langem Zweifeln glaubte sie, daß sie ihren Vater vor sich hatte.

Seiner Erzählung nach war er zum Soldaten gepreßt worden. Auf dem Marsch nach Gettysburg gelang es ihm, zu desertieren, doch wurde er wieder eingefangen und nunmehr auf ein Kriegsschiff gebracht. Er entloß abermals und wandte sich nach dem Westen, wo er in die Gefangenschaft feindlicher Rothhäute geriet, die ihn anfänglich scharf bewachten, doch als er die Absicht aussprach, ihre Sitten und Gewohnheiten anzunehmen, ihn feierlich zum Mitglied ihres Stammes machten. Fünfzehn Jahre hindurch lebte er in ihrer Mitte und lernte während dieser Zeit verschiedene indianische Mundarten. Aber nun ergriff ihn das unwiderstehliche Verlangen, wieder einmal unter zivilisierten Menschen zu weilen; er sagte seinen wilden Freunden Lebewohl, schiffte sich nach Frankreich ein, wo er sich einige Monate aufhielt, ging dann nach Cuba und von dort nach Reading. „Ich will den Ort so still verlassen, wie ich ihn betreten habe,“ äußerte er sich zu einem alten Bekannten, „er ist mir fremd geworden, alle Einwohner sind mir fremd und selbst meine eigene Familie scheint von mir nichts wissen zu wollen. Ich wandere nach dem Süden.“ Er hielt Wort und schüttelte den Staub Readings von den Füßen, ohne den Seinigen Lebewohl zu sagen.

In Copenhagen lebte eine Familie, bestehend aus den Eltern und fünf Kindern, in beschränkten Verhältnissen, wenn auch nicht gerade kümmerlich. Die älteste Tochter war mit einem brave- und fleißigen jungen Mann verlobt, aber trotz aller Sparsamkeit und Thätigkeit gelang es ihm nicht, so viel zu erwerben, daß er seine kühne Braut heimführen konnte. Doch wer beschreibe die freudige Ueberraschung aller, als von der Tante aus America, einer Schwester des Vaters, ein Brief eintrifft, sie möchten nur mit Kind und Kegel zu ihr nach Ovid im Staate New-York kommen, sie sei ungeheuer reich geworden, wohne in einem prachtvollen Palast, umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft, und ihr schärfster Wunsch sei, ihre Schätze mit den Ihrigen teilen zu dürfen.

Jubel über Jubel. Das Geschäft wird sofort verkauft, der Erlös deckt die Kosten der Passage und für den Rest des Geldes schaffen sich alle nach glücklicher Ankunft in New-York eine elegante Toilette an, um mit Anstand vor der gütigen Erbtante erscheinen zu können. In Ovid eingetroffen, erkennen sie das Schloß logisch aus der Beschreibung, aber zu ihrem Entsetzen hören sie, daß es ein Irrenhaus ist, in welchem die Tante als unheilbare Wahnsinnige weilt. Sie bildet sich ein, unermesslich reich und Königin des Universums zu sein, die Anstalt sei ein für sie erbauter Palast und sämtliche Inassen derselben seien ihre Diener und Dienerrinnen

Es war ihr gelungen, die Wachsamkeit ihrer Wärterinnen zu täuschen und jenen Brief nach der dänischen Hauptstadt abzuschieben, der so unsägliches Elend angerichtet.

Vor achtzehn Jahren ging in Schoharie County, Staat New-York, der Sohn eines reichen Farmers mit einem fünfzehnjährigen Mädchen durch und ließ sich mit ihr in Esperanceola nieder, wo sie eine Reihe von Jahren mit einander lebten. Im ersten Jahre ihrer Ehe ward ihnen ein Töchterchen geboren, doch wurde die Frau ihres Mannes überdrüssig und brannte mit einem Handlungsreisenden durch, ihr Kind mit sich nehmend. Sie wohnte mit ihm in Chicago und ihr Gatte war trotz aller Bemühungen nicht im Stande, eine Spur von ihr zu entdecken. Der Verführer behandelte die Tochter der Ehebrecherin schlecht, so daß sie im Alter von vierzehn Jahren entfloh. Unterwegs lernte sie einen älteren Herrn kennen, der sich, als er ihr Schicksal erfuhr, mitleidig ihrer annahm und sie bei einer respektablen Familie unterbrachte. Nach vier Jahren vermählten sich die beiden, wurden glückliche Eltern und nichts störte ihren häuslichen Frieden.

Als die Mutter der jungen Frau hörte, daß jene in Schoharie County verheiratet war, beschloß sie, ihre Tochter zu besuchen und womöglich für immer bei ihr zu bleiben. Kaum betritt sie das Haus derselben, da kommt ihr der Schwiegersohn entgegen — ihr eigener Mann, den sie einst treulos verlassen. Der Vater hat, ohne eine Ahnung davon zu haben, die eigene Tochter zum Weib genommen! Die Mutter fuhr entsetzt eilends nach dem Westen zurück, und was mag aus den anderen geworden sein?

Ansichten von Schönbrunn.

(Bild S. 172.)

Einst und noch bis vor Jahrzehnten war Schönbrunn nächst Wien die Sommerresidenz des kaiserlichen Hofes. Seitdem die Eisenbahnen die Welt und namentlich auch die alpine erschlossen, sieht Schönbrunn den Kaiserhof nur zuweilen im Frühling auf ganzen Wochen. Aber dem großen Publikum ist es während des ganzen Jahres und namentlich in den schönen Jahreszeiten ein Ort der leiblichen und geistigen Erquickung. Sein Park wird von hoch und niedrig, reich und arm besucht. Ein reizendes, in die Augen fallendes Schauspiel ist die Gloriette, welche den im Hintergrunde abschließenden Hügel krönt und von deren Plateau man eine herrliche Rundschau über die niederösterreichischen Gebirge und die Ebene bis hinab nach Preßburg in Ungarn genießt. Die großen Springquellen am Praterbrunnen am Fuße des Hügels verschönern das Bild. — Der schöne Brunnen ist die Quelle, von welcher die gesamte Vertikosität den Namen hat, Kaiser Matthias ruhte hier aus und kaufte das angrenzende Gatterhölzchen, das gesamte Terrain und gründete 1619 das erste Jagdschloßlein. Die vorhandenen Bauten und Gartenverschönerungen haben allmählich als ihre Schöpfer Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Josef, einiges wenige stammt noch aus dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts, die allerjüngste und allerneueste, erst zwei Jahre alte Schöpfung sind die neuen Gemächshäuser aus Eisen und Glas, so hoch, daß Riespalmen darin bequem wachsen. Eine wunderbare tropische Flora umringt die letzteren. Das Vogelhaus bildet den Mittelpunkt der Menagerie, ringsum im weiten Zirkel strecken sich die eisernen Gitter, hinter denen in Höfen die seltenen Tiere zu sehen, Giraffen, Elefanten, Löwen, Tiger, wie auch braune, schwarze und weiße Bären, ebenso Adler, Geier, Affen und Wassertiere. Hier sammeln sich große Mengen und gibt es viele laute Luftbarkeit; stiller vergnügt Paare und Gesellschaften suchen die lauschigen Plätze im Grünen, die Obeliskengrotte, die römische Ruine und all derlei auf, womit der Riespark so reichlich und künstlerisch ausgestattet ist.

Generalfeldmarschall Graf Moltke

zu seinem fünfundsachtzigsten Geburtstag.

(Bild S. 169.)

Die Verdienste des Marschall Moltke um die Gründung des neuen deutschen Reiches hat niemand neidloser anerkannt als Fürst Bismarck selbst. In einer Rede, die der Fürst im Reichstag 1885 hielt, wies er mit der Hand nach dem Feldmarschall hinüber und sagte: „Wollen Sie den Mann sehen, dem wir die Wiederherstellung des deutschen Reiches verdanken, dann blicken Sie dahin!“ Und das ist auch die Ansicht des gesamten deutschen Volkes, das dem Marschall mit Jubel begrüßt, wo es seiner anständig wird, und welches mit Freude und dem Dankes voll auf jenen Tag sieht, den fünfundsachtzigsten Geburtstag des großen Strategen, dem unsere Illustration und diese Textumrahmung heute gewidmet ist. Helmuth Karl Bernhard v. Moltke ist am 26. Oktober 1800 in dem mecklenburgischen Städtchen Parchim geboren. Sein Vater war der Hauptmann Frig. v. Moltke, seine Mutter, Henriette Pajden, die Tochter des preussischen Geheimen Finanzrats Pajden, welcher in Hamburg lebte. Die Kinderjahre brachte der kleine Moltke teils auf dem mecklenburgischen Rittergut Garvitz, teils in der alten Hansestadt Lübeck, teils auf dem bei Kiel gelegenen Rittergut Augustenhof zu. Im Herbst 1809 kam Helmuth mit seinem ältern Bruder Frig. in das Haus des Pastors Knudsen in Hohenfelde, welcher damals als Erzieher und Lehrer einen ziemlich Ruf hatte. Von Hohenfelde brachte der Vater die beiden Söhne im Jahre 1811 nach Kopenhagen, um sie in der dortigen Landkadetten-Akademie für den Militärdienst vorbereiten zu lassen. Dort waren sie zuerst in dem Hause eines alten Generals untergebracht, dessen zänkische Haushälterin bei jeder Gelegenheit ihren äblen-Humor über sie ausgoß; dann traten sie als Altkadetten in die Kadettenanstalt, wo sie Wohnung und Kost und einen Gehalt von je fünfzig Thalern erhielten. Im Jahre 1866 sagte Moltke über diesen Aufenthalt in Kopenhagen: „Wir brachten dort eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, und heute, wo mein Urteil doch unparteiisch darüber geworden ist, muß ich sagen, sie war zu streng, zu hart. Das einzige Gute, was diese Behandlung mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen aller Art gewöhnen mußten.“ Nach Vollendung seiner Studien in der Kadettenanstalt machte Moltke 1818 die Offiziersprüfung und erhielt die erste Note. Er

hatte noch ein Jahr als Hospize zu dienen und trat dann als Lieutenant in ein Infanterieregiment in Rendsburg ein.

Während Moltkes Vater in dänische Dienste trat und bis zum Generalleutnant avancierte und sein Bruder Frig. in dänischen Diensten blieb, nahm Helmuth, da in Dänemark die Advancementsverhältnisse für jüngere Offiziere höchst ungünstig waren, 1822 den Abschied und reiste nach Berlin. Dort mußte er, um in das preussische Offizierscorps eintreten zu können, einer neuen Prüfung sich unterwerfen und bestand sie aufs glänzendste, worauf er als Secondelieutenant im achten Leib-Infanterieregiment, das in Frankfurt an der Oder in Garnison stand, angestellt wurde. Von 1823 bis 1827 besuchte er die allgemeine Kriegsschule in Berlin und widmete sich zugleich privatim mit Eifer der Erlernung der neueren Sprachen. Im Jahre 1827 lehrte er nach Frankfurt zurück, leitete dort eine Zeit lang die Divisionschule und wurde, zum Lohn für seine hervorragenden Leistungen, 1828 der topographischen Abteilung des großen Generalstabs zugeteilt. Im Jahre 1832 wurde Moltke zum großen Generalstab kommandiert, 1833 als Premierleutnant vollständig in denselben eingereiht und erhielt am 30. März 1835 das Hauptmannspatent. In jenen Jahren beschäftigte sich der strebame Lieutenant nicht nur mit militärischen Arbeiten, sondern auch mit historisch-politischen. Er verfaßte 1831 eine Schrift über „Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I.“ und 1832 eine Schrift „Ueber Polen“.

Im Herbst 1835 erbat sich Moltke einen sogenannten Königsurlaub, um, wie er dachte, drei Wochen in Konstantinopel zuzubringen, die interessantesten Punkte Griechenlands zu besuchen und über Neapel und Rom nach Abwesenheit von einigen Monaten in die Heimat zurückzukehren. Die Umstände fügten es anders. Erst im Herbst 1839 kam er wieder dahin zurück, ohne Griechenland und Jolien besucht zu haben. Voller vier Jahre blieb er in der Türkei, durchkreuzte Vorderasien bis zum Euphrat und Tigris und machte den türkischen Feldzug von 1839 gegen Mehemet Ali, den Vizekönig von Ägypten, mit. Seine Erlebnisse und Wahrnehmungen auf dieser orientalischen Reise teilte er in einer Reihe von Briefen mit. Im Jahre 1841 erschienen diese „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839“ zuerst im Druck, von dem größten Geographen der Neuzeit, dem 1859 verstorbenen Professor Karl Ritter in Berlin durch ein sehr anerkennendes Vorwort eingeführt. Der Seraskier, Chosref Pascha, welchem Moltke vorgestellt wurde, erkannte bald die Bedeutsamkeit seiner militärischen Kenntnisse und die Schärfe seines Blickes und wirkte es bei der preussischen Regierung aus, daß ihm sein Urlaub verlängert wurde. Nachdem er einen Plan der Dardanellenstraße, der beiden Ufer des Bosporus und der Hauptstadt Konstantinopel gemacht, die Festungswerke der Dardanellenstraße inspiziert, Pläne zur Aufführung von Brücken und Palastbauten, zur Herstellung von Wasserbehältern und Wasserleitungen entworfen und zur Reorganisation der Armee detaillierte Vorschläge gemacht hatte, erhielt er vom Sultan Mahmud II., der ihn sehr hochschätzte, den Auftrag, sich zur syrischen Armee zu begeben, die unter Hafiz Pascha stand, und demselben bei der Organisation, der Einübung, der Aufstellung und Führung der Truppen als Ratgeber zur Seite zu stehen. Da aber Hafiz mehr auf die Stimme seiner Unfähigkeit und auf die jeltamen Orakelsprüche seiner Mollas (Geistlichen) als auf die Rathschläge des preussischen Hauptmanns hörte, so wurde er am 24. Juni 1839 von dem ägyptischen Befehlshaber, Ibrahim Pascha, bei Risib geschlagen. Auf dies hin kehrte Moltke nach Berlin zurück, wo er wieder in seine alte Stellung im Generalstab eintrat. Für seine späteren Laufbahn waren diese vier Jahre seines Aufenthalts im Orient unstreitig von großem Wert.

Im Frühjahr 1840 wurde Moltke zum Generalstab des vierten Armeecorps in Magdeburg versetzt und am 12. April 1842 zum Major befördert. Nun beschloß er, sich eine Häuslichkeit zu gründen und verheiratete sich mit Miß Mary Burt, einer Tochter eines Cheims des Königs Friedrich Wilhelm IV., er nannte, begab er sich 1845 mit seiner Gemahlin nach Rom und benützte diesen Aufenthalt zu topographischen und historischen Studien, als deren Frucht die „Contorni di Roma“ im Stich erschienen und die „Wanderungen um Rom“ veröffentlicht worden sind. Nach dem Tode des Prinzen kehrte Moltke nach Preußen zurück und wurde bei dem Generalstab des achten Armeecorps in Koblenz angestellt und 1848 zum Chef des Generalstabs beim vierten Armeecorps in Magdeburg ernannt. Dort blieb er sieben Jahre, wurde 1850 Oberstleutnant, 1851 Oberst. Als erster persönlicher Adjutant des Kronprinzen machte er, zum Generalmajor ernannt, mit diesem 1856 Reisen nach Petersburg, nach London und nach Paris, über welche eine Reihe von Briefen, die teilweise veröffentlicht worden sind, vorliegen. Als infolge der schweren Erkrankung des Königs der Prinz von Preußen (der jetzige Kaiser) 1857 die Stellvertretung und 1858 die Regentschaft übernahm, ernannte dieser, auf den Vorschlag des Generals v. Manteuffel, 1857 den General v. Moltke provisorisch, 1858 definitiv zum Chef des Generalstabs der preussischen Armee und 1859 zum Generalleutnant. Nach Ausbruch des italienischen Krieges beobachtete Moltke mit aufmerksamem Auge den Verlauf des Feldzugs und wog sorgfältig die Mängel und Vorzüge der österreichischen und französischen Kriegsführung ab. Das Resultat dieser Studien war die 1862 vom Generalstab veröffentlichte Schrift: „Der italienische Feldzug des Jahres 1859“. Um jene Zeit erhielt Moltke auch den Auftrag, ein gemeinsames Verteidigungssystem für sämtliche deutschen Küstenstaaten aufzustellen. Der von ihm vorgelegte Plan, bei welchem die Gründung einer deutschen Flotte unter Preußens Führung verlangt wurde, scheiterte an der Energielosigkeit des Bundestags, an dem Partikularismus Hannovers und an der Eiferflucht Oesterreichs.

Beim Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges entwarf Moltke den Operationsplan und gab für den Ein- und Vormarsch der preussischen Armee die allgemeinen Direktiven, wurde am 30. April 1864 zum Chef des Generalstabs der operierenden Armee ernannt und entwarf als solcher den Plan zum Uebergang nach der Insel Alsen. Ein größerer Wirkungskreis zur Enthaltung seines strategischen Genies eröffnete sich für Moltke beim Beginn des böhmischen Feldzugs von 1866. Nach dem Grundzuge: Getrennt marschieren, vereint schlagen! warf Moltke von Sachsen und Schlesien aus drei gewaltige Heereskörper nach Böhmen und vereinigte dieselben auf dem Schlachtfeld von Königgrätz. Am 30. Juni war er mit König Wilhelm von Berlin abgereist und am 2. Juli in

Gitschin angekommen, wo das große Hauptquartier Aufenthalt nahm. Als es sich darum handelte, ob die Schlacht am 3. Juli begonnen werden solle und ob auf das sichere Eintreffen der Armee des Kronprinzen gerechnet werden dürfe, entschied sich Moltke, nachdem er im mittlernächtlichen Kriegsrat alles abgemessen hatte, für das Warten. Die Schlacht wurde gewonnen und damit der Krieg im wesentlichen entschieden.

Kein militärischer Name war nun glänzender als der Moltkes; der preussische Landtag bewilligte ihm, auf den Vorschlag der Regierung, eine Dotation, welche vom König auf 200,000 Thaler festgestellt wurde. Mit dieser Summe erkaufte sich Moltke 1867 das Gut Kreizau im Kreise Schweidnitz in Schlesien. Aber der süße Genuß, dieses ruhmvollen Lebens und diese reizende Idylle an der Seite einer geliebten Gattin zu erleben, war ihm nur auf kurze Zeit zugemessen. Im Dezember 1868 erkrankte Frau v. Moltke und am Weihnachtsabend wurde sie ihrem Gatten durch den Tod entzogen. Da die Ehe kinderlos war, stand Moltke nun wieder allein. Frau v. Burt, welche inzwischen Witwe geworden war, zog in die Wohnung ihres Bruders und übernahm dort die Stelle der Hausfrau, und König Wilhelm hatte die Aufmerksamkeit, den Sohn derselben, den Lieutenant v. Burt, zum zweiten Adjutanten des Generals zu ernennen. So bildete sich im Hause Moltkes wieder ein kleiner, traulicher Familienkreis.

Das Jahr 1867 schien mit einem neuen Feldzug beginnen zu wollen. Kaiser Napoleon stellte die Luxemburger Frage auf die Tagesordnung. Der Streit wurde jedoch in friedlicher Weise beigelegt und bald darauf reiste Moltke im Befolge des Königs nach Paris zur Weltausstellung. Da aber der Krieg unvermeidlich schien, so arbeitete Moltke im Winter von 1868 auf 1869 den Feldzugsplan nebst dem Mobilisationsplan aus und legte ihn dem König vor. Nach diesem Plane sollten am achtzehnten Tage nach erfolgtem Mobilisationsbefehl 384,000 Mann an der französischen Grenze stehen, sollte der Krieg von Anfang an in Feindesland geführt und mit drei großen Heereskörpern über Metz gegen Paris marschirt werden. Infolge dessen war Deutschland so gerüstet, daß, als im Juli 1870 der Krieg uns aufgedrängt wurde, dem Mobilisationsplan nur noch das Datum hinzugefügt werden mußte.

Der Krieg begann; Sieg folgte auf Sieg; binnen vier Wochen waren die drei französischen Armeen vernichtet oder eingeschlossen und Moltke leitete den Vormarsch von Sedan nach Paris. In Versailles, wo sich das große Hauptquartier befand, wohnte er in der Rue neuve No. 39. Jeden Tag sah man Moltke vormittags zwischen neun und zehn Uhr nach dem Prästurbengebäude sich begeben, um dem König, der dort wohnte, Vortrag zu halten. Der Kronprinz und General Pobjedinski nahmen regelmäßig daran teil. In Versailles liefen alle Telegraphendrähte von sämtlichen, über ein Drittel von Frankreich zerstreuten deutschen Truppenteilen zusammen, und für die Operationen aller dieser hatte Moltke die vorbereitenden Schritte anzuordnen, Richtung und Ziel anzugeben. Am 28. Oktober, zur Feier der Kapitulation von Metz, wurde Moltke vom König in den Grafenstand erhoben. Glänzend war der Siegeszug in Berlin am 16. Juni, an welchem Tage Moltke zum Generalfeldmarschall ernannt wurde. Eine neue Dotation wurde ihm mit Zustimmung des Reichstags vom Kaiser zugeteilt. Mehrere der ersten Städte Deutschlands, darunter Berlin, Hamburg, Magdeburg, Leipzig, ernannten ihn zu ihrem Ehrenbürger. In seiner Geburtsstadt Parchim und in Köln wurden ihm Standbilder errichtet; eine neuerbaute Korvette wurde am 13. Oktober 1877 mit dem Namen „Moltke“ getauft. Um ihn von Geschäften zu entlasten und in Verhinderungsfällen zu vertreten, wurde ihm am 27. Dezember 1881 Graf von Waldersee, Generalquartiermeister beim großen Generalstab, als Adlatus beigegeben.

Moltke ist lebenslängliches Mitglied des preussischen Herrenhauses und seit 1867 Mitglied des Reichstags. Er spricht selten; es kann eine ganze Session hingehen, ohne daß er das Wort ergreift. Aber wenn er spricht, herrscht Totenstille im Hause.

In Kreizau verlebte Moltke mit seinen Verwandten jedes Jahr einige Monate des Sommers, beschäftigt sich teils mit wissenschaftlichen Arbeiten, teils mit seiner Oekonomie. Das Schloß ist einfach gehalten, ein alter, solider Bau mit einem Schieferdach. Das einzige Hervorragende am Portal und der hohen Freitreppe sind die beiden von Kaiser Wilhelm dem Marschall geschenkten, im deutsch-französischen Krieg eroberten riesigen Pelagungsstücke. Oft besteigt er sein Pferd und durchreitet den Park bis an dessen Ende, wo mitten in dichten Baumgruppen auf sanfter Höhe eine Grabkapelle sich erhebt, in welcher seit siebenzehn Jahren seine heißgeliebte Gattin ruht und wo — um Moltkes eigene Worte zu gebrauchen — „auch meine zukünftige Ruhestätte ist.“ In der Kapelle befindet sich ein von kunstvoller Bildhauerkunst verfertigtes Christusbild, das aber den auf dem Marmorboden stehenden Sarg die segnenden Hände ausbreitet. Nach dem Mittagessen wird gewöhnlich eine Ausfahrt in die Umgegend, nach dem Abendthee ein Spielchen Whist veranstaltet. In allen Dingen herrscht militärische Pünktlichkeit und eine gewisse Sparamkeit, welche letztere übrigens Moltke nicht abgehalten hat, in Kreizau eine Volksschule und eine Kleinkinderschule zu erbauen und zu dotieren, während bisher die Dorfkinden den weiten Weg nach Kreizau zur Schule zu gehen hatten. Man sieht Moltke in Kreizau nie anders, als im einfachen, dunklen, fast bis oben zugedöpsften Leibrock und kleinen schwarzen Hut. Wer ihn so nicht erkennt und etwa nach dem Namen des alten noch so strammen Herrn fragt, dem sagt es jedes Kreizauer Kind mit berechtigtem Stolz: „Das ist unser Gutsheer, der große Moltke!“

Sinnsprüche.

Güte des Herzens ohne Weisheit ist ebensovienig Tugend, als Wissenschaft ohne Tugend Weisheit.

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nähme,
Und gab' dir keine Last, —

Wie wär's dann um dein Sterben,
Du Menschenkind, bestellst?
Du müßtest schier verderben,
So lieb wär' dir die Welt!



1. Römische Ruine. — 2. Neues Gewächshaus. — 3. Parterre mit der Gloriette. — 4. Obelisk. — 5. Der „Schöne Brunnen“. — 6. Papageienhaus in der Menagerie.

Ansichten von Schönbrunn. Originalzeichnung von v. Ehrmann. (S. 171.)

Das Geheimnis.

Welche Last mag da jahrelang auf der Seele des Mannes gelastet haben, der jetzt dem Mönche das Geheimnis seines Lebens

anvertraut. Der Greis fühlt, daß das Ende seiner Tage hier auf Erden gekommen ist. Von Krankheit gebeugt, durch längeres Leiden geläutert, hat er jetzt eingesehen, daß er einst, im Banne der Leidenschaft befangen, schwer geirrt hat. Nun, da der Schleier aller irdischen Irträumer vor ihm gefallen, sieht er ein, daß er

vor dem Richterstuhle des Ewigen nicht bestehen würde. Vielleicht aber ist noch gut zu machen an den Hinterbliebenen jenes Unglücklichen, was Jähzorn und Haß gesündigt. Der Kranke läßt den Beichtiger kommen, um ihm das Geheimnis anzuvertrauen, um von dem Geistlichen zu erfahren, ob es hier auf Erden noch eine



Das Geheimnis. Gemälde von G. Blair Leighton.

Sühne seiner Schuld geben könne und wie es geschehen könnte, für die Kinder des vernichteten Feindes Gutes zu stiften. Der Sterbende will seine Seele entlasten, er will reinen Gewissens, leichten Herzens vom Leben scheiden, um wenigstens, wenn er vor den Richter alles menschlichen Thuns tritt, sagen zu können: „Ich habe bereut, wenn auch spät; ich habe zu sühnen versucht,

so weit noch möglich.“ Es ist eine grausige That, die er dem Bruder dort in das Ohr flüstert, sie erschüttert den Greis auf das tiefste, Entsetzen spricht aus seinen starren Augen, indem die Bilder der Vergangenheit vor ihm aufsteigen, und auch der Mönch ist auf das heftigste bewegt, aus seinem scharfen Gesichte spricht der Zweifel darüber, ob es möglich sein wird, daß jener sündige

Mensch wohl jemals Verzeihung finden dürfte. Kraftvoll und vortrefflich charakterisiert veranschaulicht ein Gemälde von Leighton, welches wir hier reproduzieren, ein derartiges ergreifendes Geschehnis und erweckt sicher auch die Teilnahme und das Interesse der Leser.

Adile.

Eine indische Novelle

von

H. Klingner in Batavia.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage zog die junge Frau in ihrer neuen Wohnung ein und mit ihr nie geträumte Seligkeit und süßes, heimliches Glück für Stauffenegg, der sich in den Armen seiner Frau selig fühlte. Was seiner schönen Gattin an europäischer Bildung fehlte, brachte sie ein durch ihren natürlichen Verstand und ihre rasche Auffassung, hauptsächlich aber durch ihre Hingabe und feurige Zärtlichkeit für ihren Gatten. Wenige Tage verließen und schon verstand sie jeden seiner Wünsche an seinem Blicke zu erraten und führte sie aus, ehe er noch die Bitte darum ausgesprochen hatte. Täglich entdeckte von Stauffenegg neue vorzügliche Eigenschaften des Geistes und Herzens an ihr, und er versäumte nicht, gegen van Kampen, den er häufig besuchte, sein Glück zu rühmen. Wenn nun dieser eingekerkerte Bessimist etwas von seinem Unglück ahnenden Verstande zum Vorschein brachte, lachte ihm sein Freund ins Gesicht, sprach von dem Reide, den dieser gegen ihn fühlte, schalt ihn einen alten, unverbesserlichen gelben Hagestolz und bat ihn, doch selbst einmal zu kommen, um sein junges, frohes Glück im Neste zu sehen. Er ruhte auch nicht eher, bis Kampen kam. Dieser beobachtete die junge Frau mit großer Aufmerksamkeit in ihrem Thun und sagte zu Stauffenegg, zu dessen großem Verdrusse, kein Wort, was er dachte. Selbst als dieser ihn abends nach seiner Villa zurückgeleitete, ließ er sich nicht aus und plauderte über die letzten europäischen Postnachrichten und alles mögliche Alltägliche. Endlich hielt es Stauffenegg nicht länger mehr aus und stellte direkt die Frage, was er jetzt für eine Ansicht habe, da er seine Gattin zu Hause gesehen habe.

„Freund,“ sagte der Befragte langsam und noch eifrig an seinem stark nach Ylang-Ylang duftenden Taschentuche, „Sie wollen also meine Ansicht wissen? Gut, ich will sie Ihnen offen sagen: Ihre Frau ist zweifellos die schönste und liebendwürdigste Malaie, welche ich je gesehen habe. So lange sie schön, jung und zärtlich ist, werden Sie mit ihr immer glücklich sein; den Mangel an Bildung werden ihre Küsse Sie vergessen machen. Aber das wird leider nicht lange dauern. Die eingeborenen Frauen altern schnell; die schönen, jetzt so vollen, weichen Formen verschwinden, die Wangen bekommen Falten und — doch was soll ich Ihnen eine alte Inländerin malen, die Sie jeden Augenblick selbst sehen können. Dann aber wird Ihnen,“ und jetzt begann über das gelbe Pergamentgeicht ein malitöses Lächeln sich zu verbreiten, und der kleine Schnurrbart wurde von der schmalen, aristokratischen Hand leise aufgedreht, „die jetzt so angenehm zu ertragende Zärtlichkeit vielleicht, ich sage vielleicht, etwas weniger süß schmecken, — weniger — süß — schmecken — Sie rauchen da eine süperbe Gigarre, wo kaufen Sie dieselbe? — und die Aufmerksamkeit Ihrer Frau als einfache Pflichterfüllung erscheinen. Wäre sie Ihre Frau dann nicht, nur eine Freundin, nun gut, so könnten Sie langsam auf den Gefrierpunkt herabgehen und eines Tages als angenehm überraschter, zufriedener Witwer ein Lied in die frische Morgenluft hineinspielen. Versichere Ihnen, ein wahrhaft beneidenswerter Zustand, dieses, das heißt dieses Witwertum! Weh! Ihnen aber, wenn Sie je einmal bei Adile an so etwas denken. Die zarte Taube würde sich in einen rasenden Geier verwandeln, und dies so rasch, daß Sie haff wären über diese schnelle Metamorphose! Ich bringe dabei den Bruder noch nicht einmal ins Treffen. Sie allein mit all ihrer Sanftmut und Demut und was sonst noch auf mut hinausgeht, würde eine Zurücksetzung — von Verstoßung spreche ich gar nicht — schrecklich und wie eine Malaie rächen! Sie lächeln, deutscher Schwärmer, und glauben mir nicht? Einer meiner Diener hatte eine der kleinen, bunten und sehr giftigen Korallenschlangen gezähmt und konnte mit ihr beginnen, was er wollte. Er spielte mit ihr; sie kroch unter sein Hemd und oft widelte er sie wie eine Schnur um den Hals; sie ließ sich alles gefallen. Eines Tages trat er sie aus Versehen auf den Schweif, sie biß ihn und nach fünfzehn Minuten war er tot. Nehmen Sie sich in acht! Ihre Frau ist eine solche bunte Korallenschlange!“

Stauffenegg war durch die Worte des Freundes gekränkt und noch mehr durch die Ruhe und den Sarkasmus, welche in dem Tone lagen, womit dieser alles aussprach. Und dabei klang noch so eine ganz beleidigend sichere Ueberzeugung heraus! Sie nahmen kurz, beinahe kühl, Abschied, und der junge Offizier lehnte die herzliche Einladung Kampens, bei ihm ein wenig vorzusprechen, unter Entschuldigungen ab, auf dem Nachhauseweg beschloß er aber, sich von einem Manne, der die innigsten Gefühle seines Herzens so tief verletzt hatte, möglichst ferne zu halten. Und van Kampen? Er ließ sich, daheim angekommen, die leichten Hauskleider anziehen, nahm dann sein Taschentuch, machte an einen Zipfel desselben einen Knopf und warf es so in eine große Vase, welche auf dem eleganten Tischchen dort stand, dann legte er sich auf ein Sofa und rief:

„Li, kassi angor-puff sama eis.“*)

*) Gib mir Champagner mit Eis.

Ein Lächeln der Selbstzufriedenheit zog über sein Antlitz. Später warf er nochmals einen Blick auf die Vase.

Als von Stauffenegg zu Hause angekommen war, fand er die Ordre, mit einem Detachement von hundert Mann sich nach Celebes einzuschiffen. Der Hauptauftrag war zwar schon unterdrückt, aber einzelne umherstreichende Truppen zeigten sich noch in der Nähe vom Fort Macassar, und der dortige Kommandant hatte Verstärkung verlangt. Stauffenegg, der ein tüchtiger Offizier war, fühlte sich angenehm überrascht, daß sein Chef ihn zum Befehlshaber der Truppe ausersehen hatte. Hier war ihm, da er völlig selbständig war, Gelegenheit gegeben, sich auszuzeichnen und sogar vielleicht Beförderung oder Belohnung zu erlangen. Sein junges Weib begann sofort, als er ihr diese Nachricht mitteilte, die für den Zug nötigen Dinge zu packen und mit einer Sorgfalt all jene Sachen, welche hauptsächlich der Bequemlichkeit ihres Gatten dienen sollten, auszuwählen, daß dieser noch mehr entzückt war über den kostbaren Schatz, der jetzt ihm gehörte, wie nur je. Sie vergaß nichts, was nötig und nützlich war; allein an ihre Person schien sie nicht zu denken. Machte sie Stauffenegg darauf aufmerksam, dann gab sie ihm zur Antwort, daß er, an Klima und Lebensweise noch nicht genügend gewöhnt, nicht genug Gegenstände mitnehmen könne, um den Strapazen, welche seiner harrten, zu widerstehen; sie, die mit beiden bekant sei, fühle sich sowohl in Celebes, als auf Java, im Gebirge, wie in den Dschungeln gleich gut zu Hause.

Kann man es dem jungen Mann, der sah, wie sein junges, schönes Weib nur an und für ihn dachte und fühlte, übelnehmen, wenn er sie fast anbetete vor Liebe, daß er die Zeit mit ihr unter Küssen und Scherzen veränderte? Und sie fand ja, trotz aller Sorgen um ihn, immer noch genug Zeit, um seine Küsse mit Zinsen zurückzugeben.

Zwei junge Tauben, die ihr erstes Nestchen bauen, können nicht glücklicher sein, und dieses ganze, holde, selige Glück wagte der pergamentene holländische Krämerbeamte als fraglich hinzustellen.

„Reid, alter Hagestolz, ist es von Dir, häßlicher, böser, abscheulicher Reid!“

Wenige Tage später ging der junge Deutsche mit seiner Frau an Bord der „Königin“, woselbst sich das Detachement bereits befand. Die Ueberfahrt, ein neuer Abschnitt bei dem glücklichen Paare, war bald vorbei und die gebirgige Küste von Celebes kam in Sicht. Das kleine Fort, wo die Abteilung ausbarkiert wurde, bestand aus Erdwällen, hinter denen ein paar Geschütze lagen, und war mit einer Reihe Palissaden von schwerem Teakholz umgeben. Dasselbe lag dicht an einer kleinen Bucht im Schatten großer Waringinbäume. Im Innern des Forts befanden sich einfache Bambushütten, nach Landesitte auf hohe Pfähle gebaut, welche von dem Kommandanten des Platzes und der Besatzung bewohnt wurden, eine derselben wurde Stauffenegg und seiner Frau eingeräumt. Das neuangekommene Detachement lagerte außerhalb des Platzes in einem kleinen Palmenwäldchen, wo es hinreichend Schatten fand.

Stauffenegg vernahm nun, daß die Rebellen, welche das Fort belagert hatten, mehr gegen das Gebirge sich zurückgezogen hatten und dort beschäftigt waren, die Kampongs der treuen Eingeborenen zu brandschlagen. Infolge dessen ward ihm befohlen, nach einigen Tagen, während welcher die Soldaten ruhen sollten, sich auf den Marsch zu begeben und die Auführer in das Gebirge zurückzuwerfen.

Als die Zeit des Abmarsches kam, drang er in Adile, im Fort seine Zurückkunft abzuwarten, und stellte ihr vor Augen, daß der Zug für eine schwache Frau zu anstrengend und hauptsächlich nicht ohne Gefahr sei. Er bat sie so dringend, seinem Rate zu folgen, und doch sagte Adile lächelnd und ihn mit ihren großen dunklen Kinderäugen schelmisch anschauend:

„Warum bin ich Deine Frau geworden, Du Lieber, als daß ich Freude und Leid mit Dir teile? Ich glaube im Gegenteil, daß ich noch nichts von Müdigkeit fühlen werde, wenn Du und Deine Soldaten von Hitze und Durst erschöpft sein werdet; ich bin das Klima gewöhnt und kenne die Mittel, ihm widerstehen zu können. Und Gefahr? Ich kenne für mich keine.“

Dies sagte sie so einfach und schien das Opfer, welches sie brachte, so gering zu achten, daß Stauffenegg ihr gestattete, mitzukommen. Er war ja so glücklich, sich von ihr nicht trennen zu müssen. Und bald hatte er Gelegenheit, zu sehen, daß er und seine Soldaten froh sein durften, die junge malaie Frau bei sich zu haben. So lange der Marsch durch bevölkerte Strecken ging, traf man wenig Hindernisse und kein Feind ließ sich sehen; sobald man sich aber dem Gebirge näherte, welches durch die Mitte des ganzen Eilandes hinzieht, veränderte sich das Schauspiel. Die Dörfer verschwanden, die einzelnstehenden Häuser waren verlassen oder die Bewohner gaben falsche, sich widersprechende Antworten. Das Terrain wurde zunehmend unwegsamer, voll Schluchten, tief eingeschnittener reißender Bäche, voll dichter Wälder und Dschungeln. Kundige Führer waren notwendig. Jetzt ließ Adile blicken, von welchem Nutzen ihre Anwesenheit war. Sobald man einen Eingeborenen ergriffen hatte, welcher als Wegweiser dienen sollte, begann sie sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Sie suchte durch alle möglichen Kreuz- und Querfragen seine Gesinnung zu ergründen, Nachrichten über den Feind zu erlangen und sagte dann, wenn ihr Verhör zu Ende war, zu ihrem Manne in holländischer Sprache möglichst gleichgiltig: „Auf diesen

Mann kannst Du Dich verlassen,“ oder: „Laß diesen Mann binden und als Gefangenen mitführen, er wird sonst den Feinden von uns melden.“

Sehr überrascht war Stauffenegg, als sie eines Tages mit dem zärtlichsten Ausdruck im Blick zu ihm hinsah und ruhig sagte:

„Lasse den Menschen sofort erschießen; er ist von den Macassars gebunden, um euch in einen Hinterhalt zu locken.“

Und sie hatte sich nicht getäuscht; als der Malaie sah, daß man Anstalten machte, ihn zu erschießen, lachte er dem Offizier ins Gesicht und rief höhniisch:

„Wenn Du auch diesesmal gesiegt hast, so wird Dich ein anderer uns in die Hände führen.“

Bei der Exekution sah Adile so teilnahmslos zu, als würde ein totes Huhn gerupft.

Es war bewunderungswürdig, wie der Instinkt und die Aussagen der Eingeborenen die junge Frau Maßregeln zum Schutze des Detachements treffen ließen, ohne daß ihr Gatte oder einer der Soldaten von ihr um Rat befragt wurden.

Noch hatte man keinen Feind gesehen. Adile machte aber fortwährend darauf aufmerksam, daß man von ihm stets beobachtet werde und jeden Augenblick überfallen werden könne. Da man der großen Hitze halber nicht vor Sonnenuntergang den Marsch antrat, bestand sie darauf, daß die Führer mit der Spitze gehen sollten, denn es ist Gewohnheit der Eingeborenen, sich im Dunkeln in den Hinterhalt zu legen, über den Weg ein Tau zu spannen, und, sobald dieses berührt würde, nach dieser Richtung hin Feuer zu geben. Stauffenegg lachte anfangs über diese Art der Kriegsführung, mußte aber doch zugestehen, als in einer der folgenden Nächte plötzlich mehrere Schüsse fielen und der Führer und ein paar Soldaten getötet wurden: „Der Krieg in den Dschungeln ist anders wie der in Europa.“

Man konnte nicht mehr daran zweifeln, daß man fortwährend von allen Seiten vom Feinde umgeben war, der aber stets unsichtbar blieb und jeder Begegnung auswich. Von einem Zuleibegehen war keine Rede, denn die Wildnis verhinderte jedes Abweichen vom dem schmalen Pfade.

Täglich kam man dem Hauptgebirge näher und immer mühsamer wurden die Wege, welche auf den eigentlichen Hauptplatz des Auftrahs führten; Vorsicht war nötiger als je, und die Anstrengungen stiegen stündlich. Glücklicherweise wurde mit der Nähe der Berge die Luft etwas kühler, so daß man auch einen Teil des Tages marschieren konnte.

Eines Mittags wurde in einem Thale, das von einem Bache durchströmt wurde, Rast gemacht, um den völlig erschöpften Mannschaften etwas Ruhe zu gönnen; mit Eintritt der Abendkühle sollte der Weitermarsch angetreten werden. Stauffenegg lag im Schatten eines Felsblockes, der rings von dichtem Gesträuch umgeben war; neben ihm lag das Gewehr eines Soldaten, das er zu seinem Schutze sich angeeignet hatte. Seine Frau lag neben ihm und schien, so dünkte ihm wenigstens, von Zeit zu Zeit scharf aufzuhorchen. Endlich legte sie sich, von Müdigkeit übermannt, mit dem Gesichte nach dem Gebüsche gekehrt, an den Felsen und schloß die Augen, um sie nur zeitweise schlaftrunken wieder halb zu öffnen. Ihr Gatte hörte auf zu sprechen, um sie nicht im Schlafe zu stören, und war eben daran, auch einzuschlummern, als sie plötzlich aufsprang, das Gewehr ergriff und mit dem Bajonet zweimal aus Leibeskräften in das Gesträuch stieß. Ein Schrei ertönte und ein Malaie brach schwer verwundet ins Freie und stürzte zu Boden. Wie eine wütende Tigerin fiel Adile über ihn her und tötete ihn mit weiteren Bajonetstichen.

Stauffenegg sprang entsetzt auf und starrte auf diese Scene, welche nur wenige Sekunden gedauert hatte. So schnell die Frau die That ausgeführt hatte, so schnell war sie wieder ruhig, als wäre nichts vorgefallen.

„Ich sah schon lange,“ sprach sie lächelnd, „wie er gleich einer Schlange heranschlich; seine Lanze war nur noch eine Spanne breit von Deinem Kopfe weg, und hätte ich ihn nicht getötet, so hätte er Dich ermordet. Würde ich mich früher gerührt haben, so wäre er geklüchtet.“

Sie sprach das so ruhig, als handelte es sich um eine Spinne, die sie zertreten hätte; ihr Gesicht blieb unverändert hübsch, und ihre Stimme zitterte nicht im geringsten.

Als das Detachement wieder im Marsche war, drängten sich Stauffenegg unwillkürlich verschiedene Gedanken auf; die Besonnenheit, womit Adile im höchsten Momente der Gefahr den Feind tötete, die Wut, womit sie sich auf ihn warf, die Ruhe nach der That, alles kam ihm so außergewöhnlich vor, kontrastirte so sehr mit den Handlungen der Frauen, welche er bis jetzt gesehen, daß er zu dem Schlusse kam; der Charakter seiner Frau sei so verschieden von dem europäischen Weiber, daß eine Vergleichung mit diesen auch im entferntesten unmöglich sei. Er konnte ihre Handlungsweise mit ihrem sonst so unbefangenen, zarten, kindlichen Wesen sich nicht zusammenreimen. Hatte nicht van Kampen gesagt, die Taube könne auch ein Geier sein? Und wie lieb auch ihre Augen zu ihm aussahen, wie zärtlich sie auch ihren Arm um seinen Nacken schlang und ihm sagte die Wangen streichelte; so süß auch ihr kleiner Mund im Kusse war, immer sah er den von Wut funkelnden Blick und das Bajonet dem schon schwer verwundeten Gegner aufs neue in die Brust stoßen.

Einige Tage waren seitdem vergangen, als Stauffenegg Bericht empfing, daß die Bewohner des Gebirgsdorfes, welches er als Ziel vor sich hatte, bereit waren, sich zu unterwerfen, und ihn baten, friedsam bei ihnen einzutreten. Der Ort

war noch einen guten Tagmarsch entfernt. Erfüllt von dem Wunsche, seinen Soldaten Gelegenheit zu geben, nach so langen Entbehrungen und Anstrengungen Ruhe zu genießen, hatte er den Botenboten erwidert, daß er gegen Abend des folgenden Tages zu ihnen kommen wollte, als Adile sich lebhaft dagegen widersetzte. Sie behauptete, daß diese Einladung und Unterwerfung nur eine List sei, um die Truppe ins Verderben zu locken. Die Aufständischen hätten berechnet, daß die Soldaten todmüde abends bei ihnen ankommen würden und, getäuscht durch den Empfang, die nötigen Vorsichtsmaßregeln unterlassen dürften, in der Nacht wollten sie dieselben dann überfallen und töten. Sie bestand hartnäckig darauf, daß ihr Gatte wohl bis zu dem Dorfe vormarschieren, aber einige Stunden entfernt von demselben halten und Vivouak beziehen sollte, den kommenden Tag aber mit dem ausgerückten Detachement in den Ort einzücken und die ihm entgegenkommenden Bewohner als Geiseln behalten möge. Alle Einreden, welche ihr Gatte hiegegen vorbrachte, wies sie zurück und sagte, daß sie den Charakter der Malaien besser kenne. Nicht durch Freundschaft und Vertrauen lassen sich die Eingeborenen unterwerfen, dies sahen sie als Feigheit an; nur Macht und angewandte Kraft könne ihnen Respekt ein. Stauffenegg ging auf ihren Plan ein, sagte den Macassars seinen Beschluß und marschierte weiter. Noch hatte er den halben Weg nicht zurückgelegt, als eine zweite Deputation erschien, welche die frühere Bitte noch dringender wiederholte und anführte, daß die Dorfbewohner bereits die Maßregeln zu seinem Empfange getroffen hätten und ihre Freude, die Truppen bewirten zu können, durch sein Vorhaben vereitelt würde. Als Stauffenegg auf seiner Weigerung blieb, baten sie ihn, wenigstens auf einem Platze, den sie ihm als sehr geeignet schätzten, zu bivouakieren und zu erlauben, daß sie Speisen und Getränke und zur Unterhaltung der Soldaten Tänzerinnen dorthin senden dürften. Um alles Mißtrauen bei den Malaien zu verschücheln, wollte er ihnen eben ihre Bitte gewähren, als Adile, welche als Dolmetscher gedient hatte, ihm sagte, sie hätte denselben ihr Ansuchen bereits zugestanden. Kurze Zeit darauf entfernten sich die Abgesandten.

„Sie denken, uns in der Falle zu haben,“ sprach sie zu ihrem Gatten mit dem Ausdruck wilder Freude, „aber wir haben sie darin. Rüste auf den abgesprochenen Platz vor, lasse genau das ganze Terrain untersuchen und überlaß dann, wenn das Lager aufgeschlagen ist, das Weitere mir.“

Es war ein kleines, schmales Thal, durchrieselt von einem silberklaren Bache und beschattet durch zahlreiche Waringin- und Tamarindenbäume, Palmen und Bananen, worin das Detachement übernachten sollte. Die Lage war außerordentlich günstig, nur etwas gefährlich durch die sehr engen Zugänge. Doch da die gemachte Rekognoskierung nichts Feindliches ergeben ließ, stellte Stauffenegg seine Vorposten aus und bezog Vivouak. In kurzer Zeit kam ein Transport mit Lebensmitteln an, welche ihm die Dorfbewohner, die andern Tages selbst kommen wollten, schickten. Die Ueberbringer aßen von allem zuerst, um zu zeigen, daß die Speisen nicht vergiftet seien, und entfernten sich dann heiteren Mutes. Als der Abend herankam, zogen auch die versprochenen Tänzerinnen in das kleine Lager ein und wurden von den Soldaten, die unterdessen gesättigt und ausgeruht waren, mit Freudengeschrei begrüßt. Sie hatten ihre schönsten Kleider an, waren ausnahmslos sehr hübsch und bald begannen sie ihre Vorstellungen. Später kamen noch einige Krüge mit Arrak an und die Lust stieg sichtlich. Stauffenegg war aber nicht wenig überrascht, als seine Gattin sich unter die Tänzerinnen mischte, mit ihnen so vertraut that, als wäre sie unter alten Bekannten, und ihn völlig ignorierte. Inzwischen war die Nacht eingebrochen und das Gejauchze und Tanzen hatte allgemach seinen Höhepunkt erreicht. Verächtlicher Weise hatte Stauffenegg von dem Arrak nur einen Krug unter seine Mannschaft verteilt, den Rest aber bewahrt.

Mit dem Rücken an eine schlankte Pinangpalme gelehnt, schaute der junge Deutsche dem ihm selbst noch fremden Treiben zu, als plötzlich seine Frau vor ihm stand und ihn hastig zuflüsterte:

„Trachte so schnell als möglich, einen Teil Deiner Soldaten aus dem Gewühl zu ziehen, und postiere sie an den Eingang des Thaies, dort im Hinterhalt; die anderen lasse unmerklich sich dicht an ihre Waffen begeben. Das Tanzen darf aber nicht unterbrochen werden. Du sollst nachts ein Uhr von den Malaien und den Dorfeinwohnern in großer Stärke überfallen werden. Sie kommen dort durch den Hohlweg. Sobald sie herein sind, lasse auf sie schießen, und die Soldaten im Hinterhalte müssen ebenfalls hervorbrennen und feuern. Du wirst sie dann bis auf den letzten Mann niedermachen können.“

Stauffenegg war sehr unangenehm aus seinen Träumereien gerissen und fragte, seine Frau anstarrend, wo sie dies alles erfahren habe.

„Ich gab mich bei den Tänzerinnen für eine Gefangene von euch aus, die frei zu sein wünscht; sie vertrauten mir und erzählten mir den Plan,“ antwortete ihm seine Frau lächelnd.

Nun begriff er die Zuverlässigkeit der Eingeborenen; er zweifelte nicht daran, daß alles so sei, wie Adile ihm erzählte, und traf im stillen Maßregeln zum Empfange des Feindes. Und es kam alles, wie die junge Frau gesagt.

Eine nach hunderten zählende Menge von Eingeborenen kam nach Mitternacht herangeschlichen und überfiel das Lager, wo sie die Soldaten, da alle Feuer absichtlich halb

am Erlöschen gehalten waren, in den Armen des Schlafes wühlten. Mit Mühe und Not hielt Stauffenegg den ersten Anprall zurück, und erst als die kleine Truppe aus ihrem Verstecke hervorbach und den Gegner im Rücken angriff, bekam er etwas Luft.

Sobald die Malaien sahen, daß ihr Plan mißlungen, wollten sie wie gewöhnlich die Flucht ergreifen. Diesmal befanden sie sich aber in einer Falle, und die Soldaten gaben keinen Pardon. Die meisten wurden getötet und nur wenige nebst den Tänzerinnen gelang es, zu entkommen.

Als die Abtheilung am nächsten Morgen in das Dorf einrückte, war dasselbe von den Bewohnern verlassen, und Stauffenegg ließ es plündern und in Brand stecken. Allen Edelmut hätten die Malaien für Feigheit gehalten und sie hätten die Europäer verachtet, wenn diese unterlassen, sich zu rächen. In wenigen Stunden war der ganze Kampfpunkt ein Aschenhaufen.

Der Schlag, den Stauffenegg den Eingeborenen beigebracht, machte dem Feldzug ein Ende. Die im Gebirge zerstreut liegenden Dörfer sandten Geiseln und baten um Schonung und Vergebung. In wenigen Tagen kehrte die Truppe zum Fort zurück. Der Kommandant desselben schickte einen für Stauffenegg sehr schmeichelhaften Bericht an den Generalgouverneur, und bald kam der Befehl zur Rückkehr und eine Ordre, worin der Führer des Detachements in Anerkennung seiner Verdienste zum Kapitän befördert ward. Von Stauffenegg fühlte sich teilweise beschämt, wenn er dachte, daß der eigentliche siegende Führer seiner Truppe seine Frau gewesen war; noch peinlicher war es ihm, wenn nach seiner Rückkehr nach Batavia vielfach in Gegenwart von Adile seine Tapferkeit, seine Klugheit und Energie in den verschiedenen kritischen Situationen rühmend besprochen wurde, und er meinte, der Blick seiner Frau ruhe fast satirisch auf ihm. Doch das war sicher nur Einbildung; aber sehr unangenehm war es ihm doch. Inzwischen war aber in seinem Innern eine große Veränderung vor sich gegangen; die Liebe zu seiner Frau war etwas kühler geworden. War er mit ihr allein, so war die Unterhaltung kühl und eintönig. Zumeist drehte sie sich um häusliche Angelegenheiten, und da die frühere Liebesglut mit der Zeit immer mehr verlöscht, so wurde der Verkehr der beiden Leute immer kälter, denn der Gedankengang der jungen Frau war für eine lebhaft heitere oder gar geistreiche Konversation, welche so oft die Liebe zur Rückkehr bringt, ganz unmöglich. Die Bemühungen, Adile die Bildung einer europäischen Dame beizubringen, hatte ihr Gatte bald wieder aufgegeben, und es war kaum ein Jahr seit seiner Verheirathung verlossen, als Stauffenegg sich überall mehr zufrieden fühlte wie in seiner eigenen Wohnung. Daß er unter solchen Umständen selten zu Hause war und nur übelgelaunt und gezwungen heimkehrte, ist nicht zu verwundern.

Jetzt, wo die Liebe für Adile ausgelöscht war, glaubte er an ihr alle jene Fehler zu sehen, welche im Charakter ihrer Landsleute liegen; jetzt sah er nicht mehr die junge, in europäischen Dingen unerfahrene, geliebte Frau, nun war sie nur noch die Malaiin, welche auf der gleichen Stufe stand wie jedes andere, gewöhnliche inländische Weib.

(Schluß folgt.)

Philippopol und die Bewohner von Ostrumelien.

(Bilder S. 176.)

Im Anschluß an unsere in letzter Nummer gebrachten Schilderungen aus Bulgarien führen wir heute unseren Lesern Bilder aus Philippopol vor, der Hauptstadt des durch den kühnen Händeltreich des Fürsten Alexander mit Bulgarien vereinigten Ostrumelien.

Philippopol (bulgarisch Plodiv) liegt zwischen zwei Gebirgszügen des Balkan, am linken Ufer der Mariza, auf fünf Epenithügeln, deren fliehender 350 Fuß hoch ist. Die Straßen der Stadt sind eng und meistens auch schlecht gepflastert, mit Ausnahme einer einzigen, modern angelegten, die vom Centrum der Stadt aus nach dem Bahnhofe führt. An öffentlichen Gebäuden ist kein Mangel, es finden sich hier siebenundzwanzig Kirchen und Moscheen, der Konak oder Regierungspalast, ein Barackenlager für 3000 Mann, ein Waisenhaus, drei Hospitäler, sieben öffentliche Bäder und verschiedene Schulen und Kollegien. Von letzteren besonders erwähnenswert ist die Hochschule, ein stilvoller, würdiger Bau, der eben fertiggestellt wird.

Die Stadt zählt etwa 35,000 Einwohner, wovon beinahe die Hälfte Bulgaren. Das Klima ist ungemein dem Wechsel unterworfen, der Sommer glühend heiß, der Winter bitter kalt. Oft folgt einem schönen warmen Herbsttag andern Morgens ein Schneesturm, das den Boden 3—4 Fuß hoch mit Schnee bedeckt. Die Lebensmittel sind billig, aber schlecht. Ein Pfund Fleisch kostet zum Beispiel 30—40 Pfennig, ein Trutthahn 2—3 Mark, ein Huhn 45 Pfennig, ein Duzend Eier 30 Pfennig und so weiter. Der Wein ist von besserer Qualität und gleichfalls sehr billig; man zahlt für die Flasche nicht ganz 25 Pfennig.

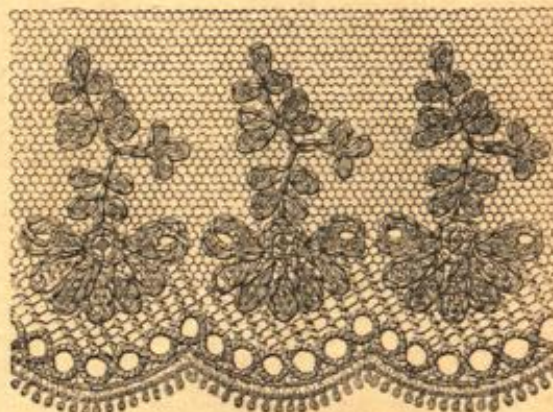
Unser Illustrationen zeigen uns Philippopol von vier verschiedenen Standpunkten aus. Das erste Bild führt uns die neue Hochschule vor Augen, das zweite die große Mariza-Brücke, drei und vier die beiden Stadtteile „Taata Tepo“ und „Rebet Tepo“; in ersterem liegt der Palast des Gouverneurs. Die vier von dem Zeichner aufgenommenen Volkstypen geben die Nationaltracht der Bevölkerung in treuer Abbildung wieder. Die Kleidung des Ostrumeliens ist ein breitärmeliges Hemd, am Brustschlitze und den Schulterteilen mit bunter Stickerei versehen, weite Beinkleider, die unter dem Knie mit roten Wollbändern oder Lederriemen zusammengehalten werden, ein roter Leibgürtel, in Falten um den Leib geschlungen und mit allerlei Zierat behangen, und ein kurzärmeliger Rock, über den in der kälteren Jahreszeit die schoppel-

belegte Jade getragen wird. Die Frauen verzieren ihr rein weißes Hemd an Brust, Ärmeln und Karmelenden mit bunten Woll- oder Seidestickereien, ihr Rock besteht aus selbstgewebtem, bledem, farbiggestreiftem Wollstoff, er wird in enge Falten gelegt und mit einer meist in Franzen auslaufenden Schürze vorn bedeckt. Rock und Schürze werden durch den Gürtel, der häufig mit Metall- oder Perlmutterarbeiten beladen ist, zusammengehalten. Arminge, Ohrgehänge, Fingerringe und sonstiger Zierat sind sehr beliebt. Selbst die großen Köpfe, in welche sie ihr üppiges Haar flechten, wissen sie mit Münzen, Blumen und Bändern zu schmücken. Die Frau der besseren Stände zeichnet sich hauptsächlich durch reicheren Kopfschmuck aus, besonders auch durch die feinere Qualität der langen, weißen, stiderei-verzierten Schleier, den die Frauen aller Stände tragen.



Kleine Arbeitsschule für Mädchen.

Beispiel zu Haubenbändern. Wenn ich kleine Mädchen Haubenbänder nähen sehe, möcht' ich sie immer beneiden. Ich weiß genau, daß sie noch eine Großmutter haben, eine Großmutter, die abends auf ihrem Bettstrand sitzt bis die Kinderaugen wirklich zugefallen sind, und am Tage in ihrem großen Sorgenstuhl mit den hohen Lehnen und weichen Kissen, von wo aus sie ihre alten, hübschen Geschichten vielleicht schon zum hundertstenmal erzählt, während die kleinen Mädchen zu ihren Füßen sitzen und wenn nicht ihre Hand, so doch wenigstens eine Falte ihres Kleides fassen. Dann hat sie immer ihre weiße Haube auf mit den schneeweißen, breiten Haubenbändern, die das liebe alte Gesicht so statlich einrahmen, und wenn ihr Geburtstag heranrückt, wird sie gewiß nie verkümmern, auf den Wunschzettel, den ihr die kleine Welt abverlangt, ein paar neue Haubenbänder zu setzen, die ihr



Gilly oder Claire oder Lieschen nähen, und die Fritz oder Walter oder Ernst dann im neuen Jahre nicht immer so gedrückt hollen, wie bisher die alten.

Die liebe alte Frau! Wie gern man für solch Großmütterchen arbeitet. Wie rasch es sich doch einfädelt, wenn man ihrer dabei denkt, wie sicher es sich zählt, wenn man sich erinnert, daß sie eigentlich nie einen Fehler macht. Wie oft man sich die Hände wäscht, weil sie der Ansicht ist, daß es nichts Liebesswürdigeres gibt als ein kleines Mädchen, das schon frühe Sinn für Schönheit und Sauberkeit bei der Arbeit zeigt. Mit welchem Eifer man nach einem neuen Muster sucht. Bis jetzt bekam Großmama noch nicht einmal daselbe. Welche Freude, wenn erst der Tag da ist, wo, auf eine Rolle blauen Papiers kunstvoll aufgefaltet, auch das obige Muster, mitten unter Blumen, auf ihrem Geburtstagsstisch liegt und sie ihre Brille tiefer auf die Nase schiebt, um festzustellen, daß diesmal auch nicht eine Masche falsch durchgezogen wurde. Und wie schneelig blieb diesmal der Fall, wie gleichmäßig der Faden, wie viel sicherer wurde die Nadel in der Wendung; ja, ja, ihr seid beide ein Jahr älter geworden und Großmütterchens Auge sagt's: zu ihrer Freude!

Spiele für Knaben.

Der Fuggelmann. Der, welcher zum Fuggelmann ernannt ist, stellt sich in die Mitte des Platzes und die übrigen Spieler in einer Reihe vor sich. Hierauf beginnt er allerhand komische Gesten auszuführen, welche „seine“ Kompagnie nachmachen muß. Er bewegt Kopf, Arme, Beine, Hände und Füße in verschiedener Art, niest, hustet, weint, lacht und bellt. Wer von der Kompagnie über den Fuggelmann unvorschriftsmäßig lacht, muß austreten, und wenn die Hälfte der Spieler auf diese Weise ausgeschieden, dürfen die anderen auf ihnen dreimal um den Spielplatz reiten, während der Fuggelmann mit dem Plumpfuß sie zu schnellerem Vorwärtsschreiten antreibt.

Gayette Georgens.

Kinder-Charade.

Woher man kommt, die erste dir erzählt; Wohin die zweite geht — man freis verhehlt. Und wünschst du die Wahrheit zu verschweigen, Wird sich das Ganze dir als Beifand zeigen.



Die Hochschule in Philippopel.



Mariabridge in Philippopel.



Ostrumelien.

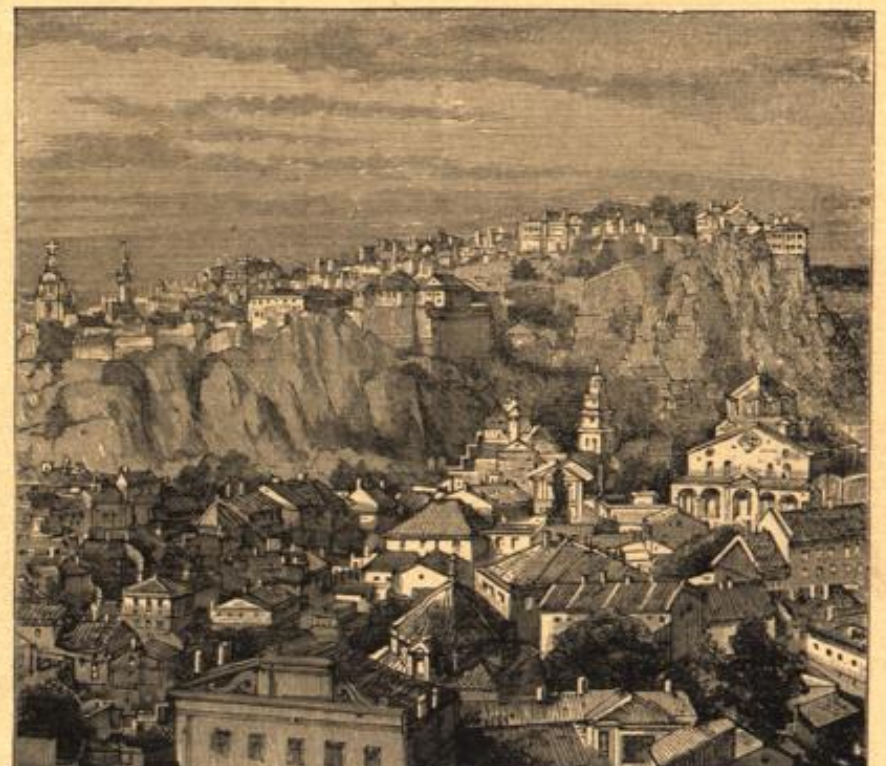
Wasserverkäuferin.

Eine Frau aus den besseren Ständen.

Eine Frau vom Lande.



Taot Lépo (Stadtteil) mit dem Palast des Gouverneurs.



Rebet Lépo, mit dem Felsberg (Philippopel).



Des Dirndls Namenstag. Originalzeichnung von H. Heilmann. (S. 178.)

Seines Glückes Schmied.

Roman

von
Ewald August König.

Siebzehntes Kapitel.

Henry Flotwell war mit schwerem Herzen von Homburg nach London zurückgekehrt; gleich nach seiner Ankunft trat er den Weg zur Wohnung der Witwe Wundermann an, der er die Hiobspost bringen sollte. Es war ein weiter Weg; während er ihn verfolgte, blieb ihm Zeit genug, die Tage zu berechnen, die seit dem Tode Theodor Wundermanns schon verstrichen waren.

Wenn die Behörde in Homburg den plötzlichen Todesfall ohne Verzug nach London berichtet hatte, dann konnte die junge Witwe die erschütternde Nachricht jetzt schon erhalten haben, und das war's, was Flotwell sehnlichst wünschte.

Er fühlte, daß er kein Geschick dazu hatte, die Witwe auf seine Hiobspost vorzubereiten, seine Gedanken und Gefühle spiegelten sich stets in seinen Zügen; der Versuch, sie hinter einem Lächeln oder einer gleichgültigen Miene zu verbergen, war ihm immer mißlungen. Und wenn er ihr nun gegenüberstand, was sollte er ihr sagen, um sie zu trösten und zu ermutigen?

Wenn sie ihn nicht so sehr geliebt hätte, wie sie es that, trotz aller seiner Fehler, dann würde er ihr die Augen geöffnet haben über den leichtfertigen Lebenswandel des verstorbenen Gatten, um ihr zu zeigen, daß sie nicht so viel an ihm verlor, wie sie glaubte.

Er konnte ihr beweisen, daß ihre treue, selbstlose Liebe nicht erwidert worden war, aber er durfte das nicht, er würde ihren Schmerz nur gesteigert haben, und sie hätte ihm dennoch nicht geglaubt.

Er gedachte, wie so oft auf dieser Reise, auch jetzt wieder jener Zeit, in der sie als junges, lebensfrohes Mädchen mit sorglosem Blick in die Zukunft hineinschaute.

Wie heiß und stürmisch hatte damals sein Herz für sie geschlagen!

Sie mußte das bemerkt haben, aber nie hatte sie ihm Gelegenheit gegeben, ihr seine Liebe zu erklären. Vielleicht waren seine Person und seine Stellung ihr zu unbedeutend gewesen, sie wollte, wie so viele Mädchen in ihrem Alter, höher hinaus, und er konnte nicht mit seinen Lustschlössern und Phantasiegebilden prahlen, wie Theodor Wundermann das so vortrefflich verstand.

Er hatte diesen Nebenbuhler gehaßt, der ihm sein ganzes Erdenglück rauben wollte, mit wachsender Erbitterung beobachtete er die Fortschritte, die Theodor Wundermann fast täglich in der Gunst Jennys machte, er glaubte es nicht überwinden zu können, und einmal schon hatte er den festen Entschluß gefaßt, London für immer zu verlassen und jenseits des Ozeans eine neue Existenz zu suchen.

Dann aber hatte Jennys Vater eines Abends über diese Herzensangelegenheit ernst mit ihm geredet und ihm gesagt, seine Tochter liebe den jungen Kaufmann, nur an seiner Seite glaube sie ihr Glück finden zu können, auf dieses Glück aber würde ein schwerer und tiefer Schatten fallen, wenn Henry Flotwell ihr deshalb seine Freundschaft entziehen wolle. Sie kenne keinen Mann, den sie höher achte und schätze und dessen Freundschaft ihr wertvoller sein könne, und sie erwarte von ihm, daß er seinen eigenen, unerfüllbaren Hoffnungen entlagen und ihr Glück ungetrübt lassen werde.

Ein unsagbar schwerer Kampf war dieser Unterredung in der Seele Flotwells gefolgt, aber schließlich trug doch seine reine, selbstlose Liebe den Sieg davon, und im Laufe der Zeit wurde Henry Flotwell sogar der Freund Wundermanns, der diesen treuen, guten Menschen gleichsam wie ein Spielzeug behandelte.

Theodor Wundermann wußte, daß er auf die Treue seiner Gattin bauen durfte, er konnte also ohne Besorgnis die täglichen Besuche des Hausfreundes dulden, die ihn der Notwendigkeit überhoben, seine freie Zeit der Gattin zu widmen und ihm gestatteten, draußen seinen Vergnügungen nachzugehen.

Von diesen Vergnügungen, von den Verirrungen ihres Gatten wußte Jenny nichts; sie glaubte ihm und bedauerte ihn, wenn er sich darüber beklagte, daß sein Geschäft ihm keine Zeit lasse, sich ihr zu widmen; sie ertrug geduldig, ohne ein Wort des Vorwurfs, alle Entbehrungen, die er ihr hätte ersparen können, wenn er in seinen eigenen Ansprüchen an das Leben bescheidener gewesen wäre.

Georg Holly, ihr Vater, hätte ihr ebensowohl wie Flotwell die Augen öffnen können, aber er liebte sein Kind zu sehr, als daß es ihm möglich gewesen wäre, den Frieden desselben zu stören, und da er keinen Einfluß auf seinen Schwiegersohn besaß, so ließ er die Dinge ihren Gang gehen, er, der alte, mittellose Mann, konnte sie ja doch nicht ändern.

So hatte er auch von der Unterschlagung Kenntnis erhalten, die Henry Flotwell jetzt so große Sorgen machte.

Wenn dem Hause Volberbing & Söhne die veruntreute Summe nicht zurückgegeben werden konnte, so wurde der Name Wundermanns noch im Grabe geschändet, und die Schande fiel auf seine Witwe und sein Kind zurück.

Wie konnte das verhindert werden? Georg Holly besaß nichts, und die Ersparnisse Flotwells deckten nur einen

kleinen Teil jener Summe, gleichwohl war Flotwell entschlossen, diese Ersparnisse zu opfern, wenn Volberbing & Söhne sich einstweilen damit zufrieden erklären wollten.

Während er über dies alles nachdachte, war er in einer stillen, freundlichen Straße angekommen.

Vor den schmucken Häuschen zu beiden Seiten lagen kleine Gärten, die sorgsam gepflegt waren; hinter den Fenstern sah man blendend weiße Gardinen, blank gepuhte Vogelbauer und blühende Pflanzen, alles machte den Eindruck des Friedens und eines geordneten, gemütvollen Lebens.

Vor einem dieser Häuschen blieb Flotwell stehen, er nahm den Hut ab und fuhr mit dem Taschentuch einmal über die nasse Stirne, die schwüle Hitze des sonnigen Sommertages schien erst jetzt ihren drückenden Einfluß auf ihn zu üben.

Die Fenster waren alle geschlossen und die Vorhänge heruntergelassen, man hätte glauben können, das Haus sei von seinen Bewohnern verlassen.

„Sie weiß es schon,“ sagte Flotwell leise, dann zog er schüchtern an der Glocke.

Ein kleiner, gebeugter Mann mit grauem Bart und kahlem Haupt öffnete die Haustür und reichte dem Eintretenden seine zitternden Hände.

„Dem Himmel sei Dank, daß Ihr wieder hier seid, Henry!“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Wart Ihr in Homburg? Und ist es wahr?“

„Was soll wahr sein, Master Holly?“ fragte Flotwell leise, während er einen scheuen Blick auf die nächste Türe warf.

„Daß Theodor tot ist?“

„Ja, das ist leider Wahrheit, weiß sie es schon?“

„Gestern wurde es uns berichtet,“ nickte Holly mit einem verflochtenen Bink, und die beiden schlichen jetzt auf den Fußspitzen an der Türe vorbei; sie stiegen geräuschlos die Treppen hinauf, der alte Mann führte den Hausfreund in das kleine, einfach, aber freundlich ausgestattete Zimmer, das er selbst unter diesem Dache bewohnte.

„Welch ein Unglück!“ seufzte er.

„Nur Gott weiß, ob wir es ein Unglück oder ein Glück nennen müssen!“ erwiderte Flotwell. „Sicherlich hätte es früher oder später einmal ein schlimmes Ende genommen, das wird niemand bestreiten, der den Verstorbenen so genau gekannt hat wie wir beide.“

„Wie hat er geendet?“ fragte der alte Mann, der sich auf die Lehne eines Stuhles stützte und den forschenden Blick voll fieberhafter Erwartung auf Flotwell geheftet hielt. „Sah Ihr seine Leiche?“

„Er war eben beerdigt, als ich ankam.“

Henry Flotwell brach ab, die Türe war geöffnet worden, eine junge schwarzgekleidete Frau stand auf der Schwelle. Ihr schönes, von blondgelocktem Haar umrahmtes Antlitz war todenbleich, ihre großen blauen Augen ruhten mit einem tiefschmerzlichen Blick auf Flotwell, der rasch auf sie zutrat.

„Kassung, meine arme Freundin!“ sagte er voll herzlicher Teilnahme. „Wir alle trauern mit Ihnen, in das Unabänderliche muß man sich fügen.“

„Sagen Sie mir nur eins: starb er eines natürlichen Todes?“ bat sie.

„Gütiger Gott, wie kommen Sie zu dieser Frage?“ erwiderte er voll Bestürzung.

„Ich weiß, was ihn nach Homburg führte, er wollte dort den letzten Versuch machen, seine bedrohte Ehre zu retten,“ sagte sie mit vibrierender Stimme, den Blick starr vor sich hin gerichtet.

„Und wer hat Ihnen das gesagt?“

„Ich,“ antwortete Georg Holly; „Jenny vermiste Sie, sie wollte den Zweck Ihrer Reise und die Dauer Ihrer Abwesenheit wissen, sie fragte und quälte mich so lange.“

„Und weshalb hätte ich es nicht wissen dürfen?“ unterbrach sie ihn. „Theodor mußte selbst mir die Schuld bekennen, er wußte ja, daß ich alles mit ihm tragen würde. Er ist leichtsinnig gewesen, das kann die Liebe verzeihen, er hätte mir vertrauen sollen. Wie war es nun, Henry? Sagen Sie mir die Wahrheit! Er hat gespielt und verloren, und da er keine Rettung mehr sah, so machte er seinem Leben ein Ende! Unselige That! Weshalb wartete er nicht, bis Sie kamen? Sie würden ihn zurückgehalten und das Schreckliche verhindert haben.“

Henry Flotwell hatte sie zu dem Sessel geführt, in dem ihr Vater seinen Mittagsschlaf zu halten pflegte, er stand neben ihr, sein Arm lag auf der Rücklehne, seine Hand berührte leise ihr blondes Haar.

„Nein, Jenny, so war es nicht,“ sagte er. „Es ist wahr, daß er am Abend vor seinem Tode gespielt hat, aber sein Verlust soll sehr unbedeutend gewesen sein, und wie der Arzt behauptet, war ein Herzschlag die Ursache seines plötzlichen Todes. Ich glaube auch nicht, daß Theodor Ursache hatte, sich der Verzweiflung zu überlassen, er war in oder schon vor Homburg mit dem Schwiegersohne seines reichen Onkels zusammengetroffen, der später auch alle Kosten der Beerdigung übernommen hat.“

„Ein Schwiegersohn seines Onkels?“ fragte Jenny aufschauend.

„Ein Baron von Felsbern, der die Tochter Theodor Wundermanns in Brasilien geheiratet hat. Sie werden sich erinnern, daß Theodor mitunter von diesem Onkel sprach.“

„Haben Sie mit diesem Baron geredet?“

„Nein, er war schon abgereist.“

„So ruht also keine Schande auf dem Namen meines Gatten?“ sagte sie, mit der Hand über die Stirne fahrend.

„Nein.“

„Vorausgesetzt, daß Volberbing & Söhne Nachsicht üben,“ seufzte der alte Mann, der vor seinem Arbeitstisch stand und mit finsternem Blick eine noch nicht vollendete Zeichnung betrachtete. „Sie rechnen mit dem Penny, sie kennen keine Rücksichten, wenn es sich um das leidige Geld handelt, sie werden auch hier, wie Shylock, auf ihrem Schein bestehen.“

„Wenn ich mit meiner Erfindung Glück habe —“

„Lieber, guter Freund, das sind Hoffnungen, mit denen ein Geldmensch sich nicht trösten läßt! Wir beide haben lange Jahre schon für diese Leute gearbeitet, und namentlich Ihrem Genie verdankt das Haus manchen großen Gewinn, aber ist Ihnen dafür jemals eine Belohnung zu Teil geworden?“

„Ich habe sie nie verlangt,“ antwortete Flotwell in seiner ruhigen Weise, „wie jeder andere Arbeiter hat ich meine Schuldigkeit, und zur besonderen Genugthuung gereicht es mir, wenn meine Dienste dem Hause von Nutzen gewesen sind.“

„Und nun versuchen Sie es, sich darauf zu berufen.“

„Nein, Master Holly, das werde ich nicht thun, wohl aber werde ich mit den Herren reden und ihnen die Verhältnisse auseinandersetzen. Wenn ich mich für die Schuld verbürge, dann muß Ihnen das größere Sicherheit bieten als ein Prozeß, dessen Kosten kaum gedeckt werden.“

„Hat Theodor denn gar nichts hinterlassen?“ fragte Jenny, aus ihrem Brüten erwachend.

„Seine Hinterlassenschaft hat die Homburger Behörde hieher geschickt,“ antwortete Flotwell, „sie wird in den nächsten Tagen eintreffen. Aber bauen Sie keine großen Hoffnungen darauf, seine Barschaft soll nicht bedeutend gewesen sein. Man hat später noch in dem Zimmer, das er im Hotel bewohnte, einen goldenen Ring gefunden, der sein Eigentum gewesen sein soll; ich habe ihn mitgebracht, Master James Wellingford gab ihn mir.“

„Master Wellingford?“ fragte der alte Mann, während Henry der Witwe den Ring überreichte. „War er auch in Homburg?“

„Er kam mit mir an demselben Tage an, aber er hatte schon vor mir sich in dem Hotel erkundigt und dabei den Ring empfangen.“

„Dieser Ring ist nie Eigentum Theodors gewesen,“ sagte Jenny kopfschüttelnd; „ich kenne ihn nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Des Dirndls Namenslag.

(Wid. S. 177.)

Es ist ein heller, klarer Herbstmorgen im Gebirge, Tag eigentlich der Zeit nach, am Himmel aber stehen noch all die freundlichen Sterne der Nacht und funkeln herunter wie des lieben Herrgotts Geschnid. Der Mond wirft sein weiches Licht über die alten, schlummernden Berghäupter und die hohen schwarzen Tannen und malt tiefe, zackige Schatten über die bereiften Abhänge und hinter die hohen, verstreuten Felsblöcke. Wie still es ist, wie ans Herz gehend still, nur der Waldbach rauscht zu Thal — aber gedämpfter wie am Tage, wie traumverloren.

Jetzt schlägt die Kirchuhr unten im Dorf: eins, zwei, drei, vier, fünf. Wer laut nachgezählt hat, das war die Rojel in des Bergbauern Sennhütte, die nicht recht geschlafen hat und sich jetzt vor den kleinen Spiegel an der niederen Wand stellt und die langen geflochtenen Zöpfe um die Stirne windet. Wie sie dann den Rosmarinstrauch aus dem Weihwasserbecken unterm Kreuzsteg nimmt und rechts ins Wieder stellt, fragt sie sich halblaut: „Kommt er wohl, der Mathis, denkt er wohl daran, daß heut sein Dirndl sein Namenslag ist, ob ich schon harb mit ihm war und traut hab' seit vierzehn Tag' wegen der Rühnener Kellnerin beim Bräudrumten? Herrgott, wenn er nicht kam, wenn sie's ihm ernstlich angethan hätt' mit ihren falschen Rollaugen und den g'frankea Loden über der Stirn. Und drauß' bleibt's so still, so herzzu-sammenschnürend still —“

„Dorch, was ist das? Was klingt da von drunten herauf so hell, so mächtig? Das ist dem Jagermathis sein 'Zuhlskra', so kann's kein zweiter Bua in der Rund', das ist dem Mathis sei' Gruß zu sei's Dirndls Namenslag.“

Und auf fliegt das kleine Fenster, jetzt ist alles vergessen; 's Harbsein und d' Kellnerin und d' Sempelstranzen.

„Dirndl, bist bds oder kennst mi nit.“

„Oder bist des deine Fenster mit?“

singt der Mathis von unten herauf und aus dem Fenster tönt's wider:

„I bin net bds und i kenn di gut.“

Und weiß recht wohl, wie 's Warten thut.“

Weiter singen aber kann die Rojel nimmer, denn schon ist der Mathis zur Gatt'n hereingetreten und hat ihr sein' besten Namenslaggruß mitten auf den roten, schwellenden Mund gedrückt, der nun redlich Gleiches mit Gleichem vergilt.

Und da kommt auch der Andres nach und der Franzl, des Mathis Brüder, mit Alpenrosen und Edelweiss, die sie unterwegs gepflückt, dem festlichen Tag zum Preis; es sind die letzten wohl heuer. Nun wird der Tisch gerückt, — mit den Stühlen nimmt man's nicht so genau — die Jither aufgelegt und G'fanzeln werden g'sungen, eins immer besser wie 's andere.

Unterdess ist die Sonn' überm Gamskogel aufgestiegen und wirft durchs kleine Fenster einen goldenen Schimmer über der Rojel braunes Haar, gerade als ob sie auch grüßen und dazu beitragen möcht', daß es recht hell und schön sei am Dirndl sei'm Namenslag.

Interessante Bücher.

Wer kennt nicht die Eberschen Romane; sie sind Gemeingut des ganzen Volkes geworden und werden von allen Klassen des deutschen Publikums als den Geist über das Kleinliche des Tageslebens erhebende und mit Kenntnissen bereichernde Werke gelesen und hochgeschätzt. Wenn sind nicht die Gestalten aus der großartigen antiken Kulturperiode Ägyptens, wie Ebers sie, mit geheimnisvoll anziehendem Reiz umflossen, uns vorzuzaubern verstanden hat, im Gedächtnis, und jene reizenden Frauen- und interessanten Männergestalten, welche ägyptische, griechische, römische und auch neuere Kultur so farbenprächtig, geistvoll und fein verfürpfern, die dieser Dichter in seinen eigenartigen antiken und Renaissance-Romanen geschaffen — sie sind populäre Dichtungsgehaltungen geworden, die aber einen ganz besonderen Reiz besitzen durch das Historische, welches sie umschwebt, und die fremdartigen Verhältnisse, in denen sie uns vorgeführt werden; sie beschäftigen daher die Phantasie andauernd und drängen den Leser wieder und immer wieder, diese geheimnisvoll porträtierten Figuren sich zu vergegenwärtigen. So ist es auch den bedeutendsten deutschen Malern gegangen und sie beteiligten sich mit Lust und Begeisterung an der Aufgabe, welche die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart ihnen stellte, die merkwürdigsten und anziehendsten Szenen aus den Eberschen Romanen bildlich zu gestalten und somit zu helfen, eine Ebers-Gallerie zu schaffen. Nachdem dieselbe 20 Kunstblätter umfassend, im Laufe des vorigen Jahres in zwei großen Formaten, in kostbarem Imperial und Großfolio, erschienen ist und verdienten großen Beifall fand, hat die Verlagsabteilung jetzt auch die schon längst gewünschte Kabinets-Ausgabe herausgegeben. Dieses Kabinetsformat, ein reizendes kleines Kunstwerk in eleganter Mappe und nur 20 Mark kostend, eignet sich so recht zu Geschenken, als Beigabe zu den berühmten Romanen und auch allein für sich bestehend, denn diese Blätter stellen hochinteressante, anziehende Genreszenen dar, die den Beschauern reichen Genuß gewähren durch den Stoff selbst und die geistvolle, künstlerisch edle Ausführung; sie bilden zu gleicher Zeit Kabinetsstücke, hervorgegangen aus den Ateliers der bedeutendsten jetzt lebenden Künstler, wie Paul Thumann, Franz Simm, F. Keller, W. Genz, Leichendorff, Anile, Kaulbach, Beer, Laura und Alma Tadema, und geben uns Szenen aus: „Ägyptische Königsstater“, „Narda“, „Homo sum“, „Die Schwärmer“, „Der Kaiser“, „Die Frau Bürgermeisterin“, „Ein Wort“ und „Eine Frage“. Eine Mannigfaltigkeit von originellen Figuren und Szenen, die zeigt, wie reich und vielseitig Ebers' Phantasie und Gestaltungskraft sind, und die beweist, daß wir eine große Zahl von Talenten mit Pinzel und Stift haben, die meisterhaft verstehen, die Intentionen des Dichters zu veranschaulichen. Die photographische Wiedergabe der Originalgemälde, welche die Grundlage der Gallerie bilden, steht auf der Höhe der Technik und die Ausstattung ist elegant und gediegen. Für die kommende Weihnachtszeit dürfte diese Ebers-Gallerie zu den bevorzugten und willkommensten Geschenken gehören.



Wie die Stadt Nürnberg um ihre Dürergemälde kam

erzählt uns der „Frankische Kurier“: Zu den größten Verehrern Dürers gehörte der kunstsinigste Kaiser Rudolph II., der den Anfang machte, um Nürnberg der Werke seines größten Sohnes zu entledigen. Als der Nürnberger Rat im Jahre 1584 seinen Syndikus Joachim König in Geschäften der Stadt an den kaiserlichen Hof sendete, ließ Kaiser Rudolph mit ihm wegen der künstlerischen Dürerischen Altartafel bei Allerheiligen alhie handeln, damit Ihrer Majestät dieselbe gefolgt werden möchte. Der Rat war zuerst durchaus nicht willens, diesem Ansuchen zu willfahren; zunächst gab er gar keine Antwort, dann erklärte er auf Andrängen Königs sich bereit, dem Kaiser eine Kopie anfertigen zu lassen, und auf weiteres Drängen erwiderte er, er müsse sich erst mit den Freunden der Stifter ins Benehmen setzen. Es war ihm aber nicht möglich, den fortgesetzten Anbuhungen des Oberhauptes des Reiches längeren Widerstand zu leisten; da man fürchtete, daß „alsdann Dank und Tafel mit einander würden verloren sein“, wurde unterm 16. Februar 1585 beschloffen, „die Tafel in Gottes Namen hineinzuschicken“, und Syndikus König im Monat darauf an den kaiserlichen Hof gesendet, „um die Tafel Römischer Kaiserlicher Majestät unterthänigst zu präsentieren“. Als „gebührende recompens“ erhielt die Landauer Bräuerhausstiftung vom Kaiser 700 Gulden, der Stadt aber sollte der Besitz der Pfandschaft Hilpoltstein, die von der Krone Böhmen zu Lehen ging, auf weitere Jahre verlängert werden. Auf diese Weise kam Nürnberg um das Allerheiligenbild des Landauerklosters, eines der vorzüglichsten Werke Dürers, heute eine kostbare Zierde der Belvederegalerie zu Wien. Heute besitzt die Stadt Nürnberg nur noch den geschnittenen, im Germanischen Museum aufgestellten Rahmen des Bildes, von welchem vor kurzem für das für Nürnberg verlorene köstliche Originalbild eine Kopie gefertigt wurde. — Nach Thumann befand sich im 16. Jahrhundert im Nürnberger Rathaus auch das Dürerische Doppelbild „Adam und Eva“ vom Jahre 1507, das sich gegenwärtig in der Galerie Pitti zu Florenz befindet. Auch dieses Bild kam in den Besitz des für Dürer begeisterten Kaisers Rudolph II., dem nachgesagt wird, daß er das Rosenkranzfest, das Dürer zu Venedig im Auftrage der deutschen Kaufleute dorthin für die Kirche von San Bartolomeo gemalt und das Rudolph ebenfalls für schweres Geld erworben hatte, auf den Schultern von vier starken Männern von Venedig bis Prag haben tragen lassen, damit es nicht Schaden leiden möchte. Die Stadt Nürnberg begnügte sich bescheiden wie immer mit einer Juwelenkopie von Adam und Eva; aber auch diese blieb ihr nicht, sie wurde 1796 von den Franzosen, die das Originalbild zu erwischen meinten, weggeführt und nach Mainz gebracht, wo sie jetzt noch sein soll. Nach Kaiser Rudolphs Tod meldete sich ein anderer Fürst, der auf die Nürnberger Dürerbilder Jagd machte. Bereits

1596 hatte Kaiser Rudolph die Stadt abermals um die Ueberlassung eines Dürerwerkes, des der Familie Paumgartner angehörigen Flügelaltars in der Katharinenkirche, angegangen, aber eine abschlägige Antwort erhalten. Nicht so viel Mut zeigte aber der Rat, als Herzog Maximilian von Bayern 1612, im Todesjahre des Kaisers, das gleiche Gesuch stellte; dieser bekam keinen Korb, sondern leider das Altarwerk, ohne daß sich der Rat überhaupt besonders viel gegen die Weggabe gestraubt hätte. Man hielt es nicht für einen echten Dürer und begnügte sich auch in diesem Falle mit — einer Kopie, welche für die Katharinenkirche angefertigt wurde. Die beiden Paumgartner, als Eigentümer, erhielten je ein goldenes Kettlein mit anhängenden Gnadenpfennigen, Wolf Köpfelholz, welcher den Herzog vertrat, einen silbernen Pokal. Das Kunstwerk ist jetzt in der Münchener Pinakothek. Fünfzehn Jahre nachher versuchte Maximilian, nunmehr Kurfürst von Bayern, nochmals sein Glück und drang auf die Ueberlassung der die vier Temperamente darstellenden Apostel, zu welchen er eine „sonderbare Affektion“ trug. Die beiden Tafeln sind im Jahre 1526, einem Jahre vor Dürers Tod, gemalt. Der Künstler verheißte dem Rate noch in diesem Jahre die Bilder, die „er zu seiner Gedächtnis gemacht“, und erhielt dafür als Gegenverehrung 100 Gulden, seine Agnes 12 Gulden. Trotz der angebotenen Ungnade des Kurfürsten widerstrebte der Rat der Abgabe sehr; die Furcht vor dem mächtigen Nachbarn, der während des dreißigjährigen Krieges mannigfache Gelegenheit gehabt hätte, für einen abschlägigen Bescheid Rache zu nehmen, veranlaßte den Rat endlich zur Nachgabe. Er hegte aber im Stillen noch immer Hoffnung, daß der Kurfürst vielleicht doch die zu gleicher Zeit mitgekauften Kopien und nicht die Originale behalten werde, da diesen antipäpstliche Sprüche beigegeben waren, weshalb „die Jesuiten zu München ohne Zweifel die Zurückführung deselben anrufen“ würden. Allein der Kurfürst und seine „Jesuiten“ waren kluge Leute; er behielt die Originalgemälde, ließ die nicht genehmten Unterschriften weglassen und mit den Kopien nach Nürnberg senden, wo sie am 18. September 1627 wieder eintrafen. Nürnberg hatte also wieder Kopien statt der Originale. Sie hängen, mit den echten Unterschriften versehen, heute noch in der Galerie des Germanischen Museums. Man tröstete sich dann, daß man ja noch das herrliche Selbstbildnis des Künstlers habe, das die Gestalt Dürers zeigt, wie sie in der Vorstellung der Nachwelt fortlebt. Es gelang dem Nürnberger Rate auch, sich das Bild lange Zeit zu erhalten, um dann schließlich auf ganz perfide Weise um dasselbe gebracht zu werden. Ein Maler Abraham Wolfgang Rüner (geboren zu Gräfenberg 1760, gestorben zu Ingolstadt 1817) hatte mit der jener Zeit eigenen, uns heute unbegreiflichen Sorglosigkeit das berühmte Bild zum Kopieren mit nach Hause erhalten. Zur Vorsorge hatte man zwar auf die Rückseite einen Stempel aufgedrückt, aber Rüner fügte die Rückseite ab, malte auf dieselbe die Kopie, gab diese zurück und behielt das Original, das durch dritte Hand 1805 nach München kam, wo es heute in der Pinakothek zu sehen ist, während Nürnberg wiederum sich mit der schlechten Kopie begnügen muß!

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 155:

Kommt spielend der Delphin hervor,
So steht ein naher Sturm bevor.

Arithmogryph.

- 1, 2, 3, 4, 5, 6. Ein Vertreter.
 - 2, 3, 7, 8, 9, 4, 8, 3. Ein Andenken.
 - 8, 5, 10, 11, 3, 2. Ein Gemälde.
 - 3, 12, 8, 2. Ein arabischer Titel.
 - 6, 3, 7, 13, 14, 8. Berühmte altgriechische Stadt.
 - 2, 15, 4, 3, 5. Stadt in Frankreich.
 - 8, 5, 5, 4, 5, 10. Eine Genossenschaft.
 - 16, 17, 2, 7, 18, 19, 17, 6. Berühmter Badeort.
 - 14, 20, 12, 5, 3. Ein Lobgedang.
 - 21, 3, 5, 4, 18. Ein Planet.
 - 15, 7, 20, 12, 13. Berühmter Berg in Griechenland.
 - 5, 3, 2, 15. Ein römischer Kaiser.
 - 18, 3, 5, 3, 10, 17, 7. Fluß in Afrika.
 - 16, 17, 5, 22, 3, 2, 19, 4, 2, 20. Stadt in England.
 - 14, 15, 19, 3, 7, 19, 17, 5, 23. Ein Handwerksgeräthe.
 - 8, 18, 17, 2. Fluß in Bayern.
 - 7, 4, 16, 16, 17. Berühmte Sängerin der Gegenwart.
 - 7, 3, 10, 17, 22. Ein Vermächtnis.
 - 3, 7, 7, 8, 13, 18, 3. Geometrische Figur.
 - 2, 3, 8, 18. Eine indische Pflanze.
- Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen geben den Namen eines berühmten Dichters, die Endbuchstaben, ebenfalls von oben nach unten gelesen, eins seiner Gedichte.

Auflösung des Homonym Seite 155:

Puff.

Kleine Korrespondenz.



M. N. N. in Rio. Man empfiehlt das Ebersche Depilatorium. Ich in jeder Apotheke käuflich.
Abonnentin in Neutitschein. Wir bitten um gefällige Einleitung.
H. B. Rg. 105. Dazu ist er nicht berechtigt, ausgenommen, wenn er sich weigert, an unehrenhaften Geschäften teilzunehmen.
Hrn. D. H. in Winterthur. Das soll baldmöglichst geschehen.
Hrn. F. F. in Gbur. Bei D. F. Soigt in Weimar, ebenso bei Hartleben in Wien und solche Anleitungen eifhichen. Auskunft erteilt auch der Herausgeber der „Geschiedten Welt“, Dr. Karl Kuf in Berlin.
D. Z. in Khehdt. Wenden Sie sich an die Direktion der deutschen Seemannsschule in Hamburg.
Hrn. J. R. in Montabaur. Das Gedicht zeigt Talent; es sollte aber bekannte historische Thatsachen nicht willkürlich darstellen. Das wirkt die Leser. Einleitung von Bild und Text zur Prüfung erwünscht.
Hrn. G. v. R. auf D. Herr G. Schreiber, Berlin N., Müllerstraße Nr. 127 A., liefert solchen Ritt für Sandsteinplatten.
Hrn. J. D. Rallmann in San Antonio (Texas). Wir bitten um gefällige Einleitung zum Zwecke der Prüfung. Besten Dank im Voraus.
Hrn. Paul Maurer in D. Sie haben da eine unklare Vorstellung. Man kann nicht Schriftsteller studiren, man wird als solcher geboren und muß sich damit der Schriftsteller andreist, eine umfassende Bildung verschaffen und die besten Autoren aller Zeiten und Völker sich zum Muster nehmen. Vielfachige ernste und gewissenhafte Arbeit gehört dazu, ein Schriftsteller zu werden, wenn man es nämlich ist, das heißt die Gabe zur Schriftstellerei besitzt.
Hannchen B. in Chicago. Ja, Paulus hat aber auch mit seinem Ausdruck recht. Hier heißt es, Erleuchtung macht klug.
Frau Gutsbesitzer D. v. R. in Hannover. Wir werden das Portrait bald bringen. Für Ihre Anerkennung den besten Dank. Der Autor lebt in Stuttgart.
Abonnent in Halle. Württemberg hat zwei; das eine bei Jagfeld „Friedrichshall“, das andere bei Schwabach „Wilhelmshaus“ — Steinthal.
Hrn. J. Graupert in Mannheim. Solche Urteile unserer Leser sind uns sehr angenehm.
Kichtige Vögelungen von Rebus. Charaden, Rätseln sind uns zugegangen von: Hrl. Rosina Wihlbahl, Prag; Pauline Grebe, Stendal; Frieda Paulinger, München; Bertha Sprenger, Halle; Ottilie Glorisch, Bern; Emma Freilich, Vöben; Mina Sentin, Chicago; Annelie Miller, Braun; Vittorine Kogel, Wien; Mathilde Winterlin, München; Hrn. R. Keller, Jungsbrud; J. Haunstein, Perleberg; D. Groß, Bamberg; J. Tantsin, München; G. Bertholdi, Turin; J. Kremer, Potsdam; G. Uhle, Ravensburg; F. Maurer, Wien; G. Bribach, Triest; J. Kuff, Zürich; G. Wilde, Stettin; J. Meder, Berlin; W. Liehe, Dresden; G. Gammel, Ulm.
Abonnentin G. in Koburg. Ist schwierig. Abholung von Rassefah wird vielfach angewendet als Bad vor dem Stürzen. Etwa zwei Stunden darin liegen lassen. Ein Versuch mit einem Stück des Stoffes kann nicht schaden.
G. R. in G. 1) Bertholdi mit der Zeit von Jell. 2) Wir müssen erst den Ort wissen; vielleicht Photographische Union von Brudmann & Albert in München.
Hrl. Emilie von W. in P. Nehmen Sie diese Versicherungen mit etwas Vorsicht auf. Es heißt zwar: „Was das Herz voll ist, des geht der Mund über.“ das ist wahr, aber wenn ein Mann so „unaufhörlich seine Neigung verkündet“ — das sind Ihre eigenen Worte — so „überwiegend“, dann deutet das auf eine Rhetorik, an welcher die Leidenschaft mehr Anteil zu haben scheint als das Herz; wir sagen scheint, weil wir ja weder die Person, noch die Verhältnisse kennen, und unsere Meinung daher sozusagen nur theoretisch ist.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

G. W. in Braunschweig. Kalte Hände sind durchaus kein Zeichen irgend einer inneren Erkrankung. Ein besonderes Mittel dagegen gibt es nicht.
G. in K. Die Beantwortung der ersten Frage finden Sie unter K. in K. in einer vorhergehenden Nummer. Was die zweite Frage betrifft, so ist der Hauptbestandteil nach Lager Bromsalz und zwar im Verhältnis von 10 Teilen auf 100 Teile Zucker. Wenn wir recht berichtet sind, so ist der Verkaufspreis dieses Medikaments gegen Nerventransmission 5 Franken, während der wirkliche Wert vielleicht 60 Pfennig bis 1 Mark beträgt. Wenn daher ein Arzt bei Ihrem Zustand Bromsalz angezeigt findet, so lassen Sie es sich doch lieber von einem solchen verordnen, hat auf eigene Faust herumzuprobieren und schließlich an ein Mittel zu kommen, welches eher Schaden als Nutzen bringen kann.
J. S. Allen Kufstein nach handelt es sich hier nur um einen leichten Luftröhren- oder Bronchialkatarrh, welcher wohl leicht gehoben werden kann. Durch turmähiges Trinken von Emser- oder Sodawasser mit Heilmilch, halb und halb und mehrmals täglich, wird der jähre Schleim losgerissen. Sollte dieses einfache Mittel in kurzer Zeit nicht helfen, so halten wir es für rätlich, sich behufs genauer Untersuchung und weiterer Behandlung an einen Arzt zu wenden. Dr. Sch.

Anfragen. *)

14) Wie kann man gewaschenes Seidenzeug wieder glänzend machen?

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von seinen unzerre Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Inhalts-Übersicht.

Text: Das Haus mit den zwei Eingängen, Roman von H. Rosenthal-Bonin. Fortsetzung. — Abenteuerliche Schicksale, von Dr. Max Vorhies, II. — Ansichten von Eadbrunn. — Generalleutnant Graf Kallte, zu einem furchtbarsten Geburtstage. — Einprächtige. — Das Geheimnis. — Kollo, eine indische Koche von W. Alinger in Ostavia. Fortsetzung. — Philippopol und die Bewohner von Ostramellen. — Für das junge Volk. — Seines Kindes Schicksal, Roman von Ewald August König. Fortsetzung. — Des Trübs Namenstag. — Interessante Bücher. — Aus Natur und Leben: Wie die Stadt Nürnberg um ihre Dürergemälde kam. — Bilderrätsel. — Arithmogryph. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Generalfeldmarschall Graf Kallte in seinem Arbeitszimmer, nach der Natur photographisch aufgenommen von H. Schnabel in Berlin. — Ansichten von Eadbrunn, Originalzeichnung von v. Gilmann. — Das Geheimnis, Gemälde von G. Blair Leighton. — Philippopol und die Bewohner von Ostramellen. — Des Trübs Namenstag, Originalzeichnung von A. Zellmann.

